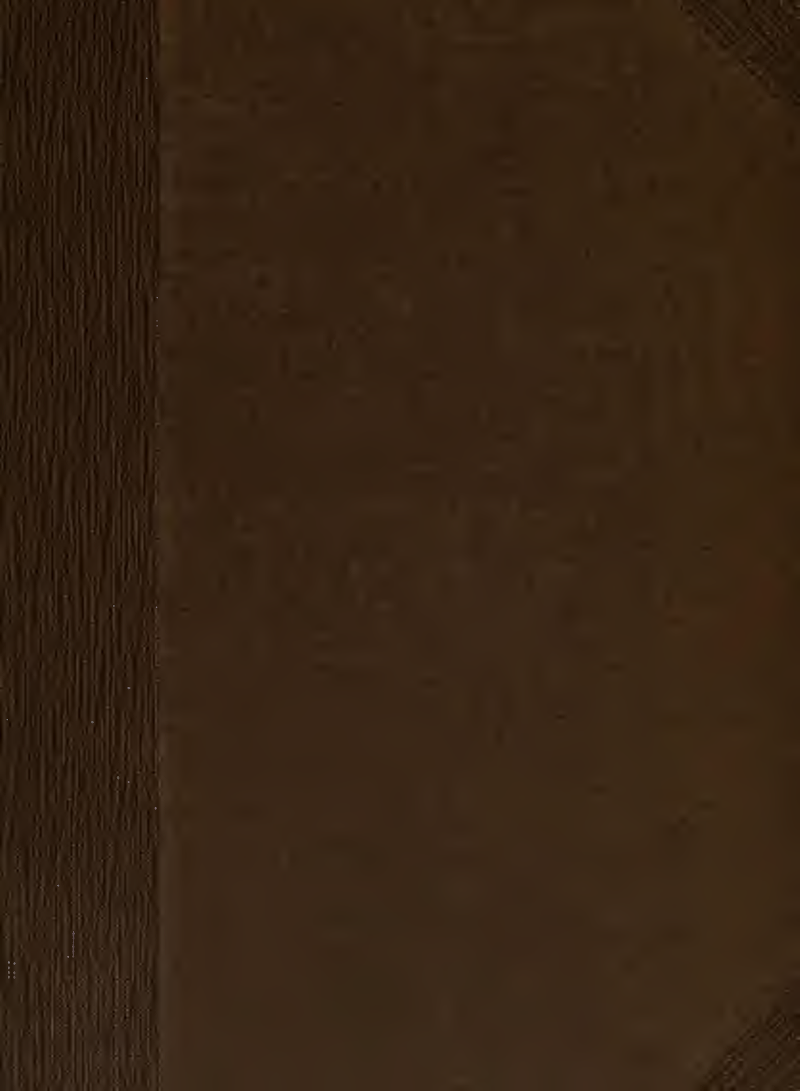
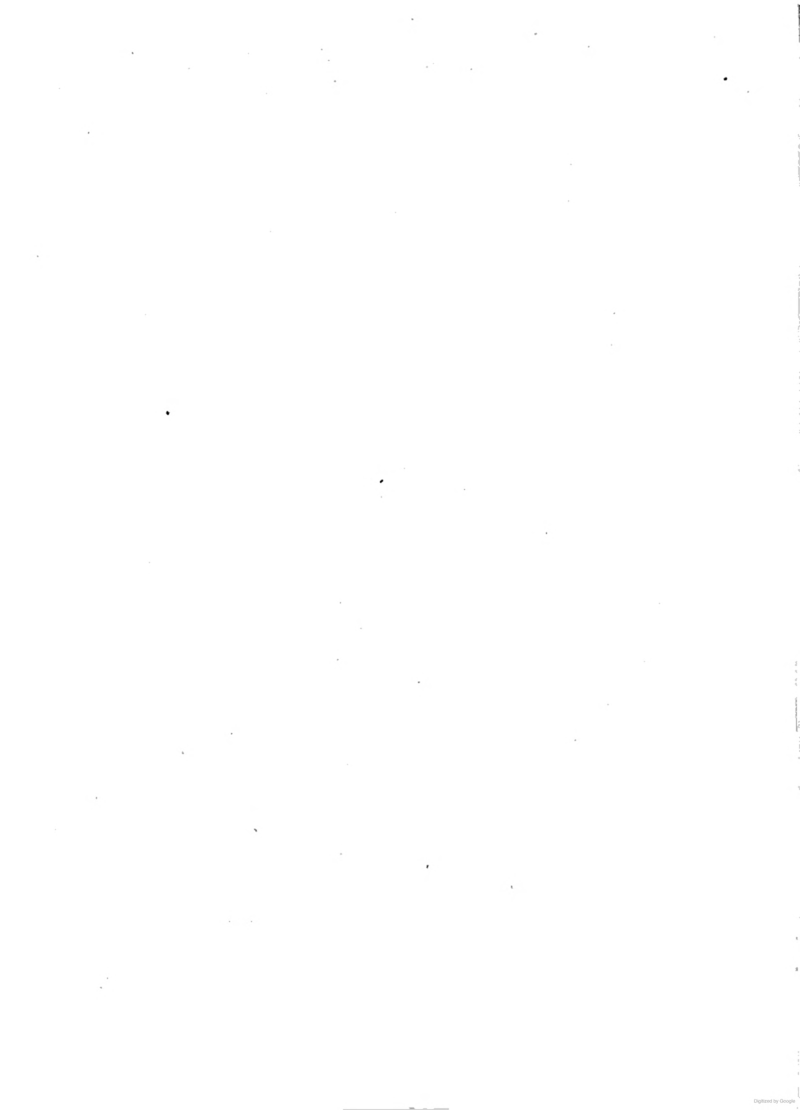
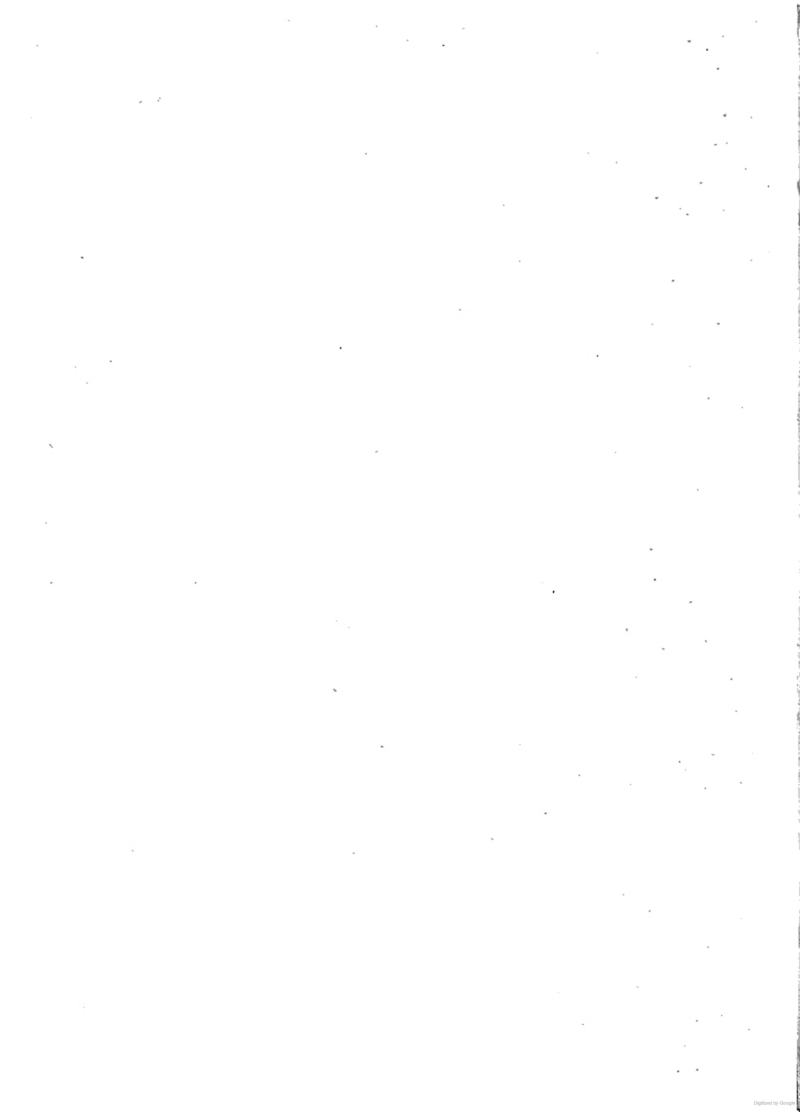



SEAL OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA
LET THERE BE LIGHT
1868





LEBEMÄNNER



RAOUL AUERNHEIMER

LEBEMÄNNER

NOVELLE

UMSCHLAGZEICHNUNG VON LEO KOBER

ZWEITES TAUSEND



WIENER VERLAG
WIEN UND LEIPZIG
1903

VON **RAOUL AUERNHEIMER** ERSCHIEN IM
WIENER VERLAG:

ROSEN, DIE WIR NICHT ERREICHEN
EIN GESCHICHTENBAND

RENÉE
SIEBEN KAPITEL EINES FRAUENLEBENS

K. U. K. HOFBUCHDRUCKER FR. WINIKER & SCHICKARDT, BRÜNN

1.

Der junge Doktor Konrad Spreckelmeyer hatte die Ehre, einer angesehenen Juristenfamilie zu entstammen, die sich nicht ohne wesentliche Berechtigung zur besten Prager Gesellschaft zählte. Man war sich in dieser Familie seiner Vorzüge und Stellung wohl bewußt, und der heranblühende Konrad wurde seitens seiner Agnaten immer wieder darauf hingewiesen, welche Verpflichtungen die Angehörigkeit zu einer solchen Familie einem jungen Manne auferlege. „Vergiß nicht, daß du ein Spreckelmeyer bist," pflegte ihm sein Vater, der ein Advokat war, mit einer bedeutenden oratorischen Handbewegung zuzurufen, wenn der Jüngling etwa Dummheiten machen wollte. Und Spreckelmeyer vergaß es wirklich nicht, wenigstens solange er in Prag im Elternhause lebte.

Er war ein ziemlich kleiner, aber zierlicher und wohlgeformter Mann, mit kleinen Händen, kleinen Füßen und einem leichten Ansatz zu früher Fettleibigkeit. Er sah immer gut aus, trug einen

goldenen Kneifer vor den fett glänzenden Äuglein, eine goldene Kette quer über die Brust gespannt und einen Diamantring, den ihm sein Vater zu seiner Promotion geschenkt hatte. Sein Gang hatte etwas Hüpfendes, Bachstelzenartiges, wie der Gang zu kleiner Menschen, die gerne grösser scheinen möchten. Stets aufs sorgfältigste gekleidet, „soigniert," wie man bei ihm zu Hause sagte, von jener ängstlichen Eleganz, an der der Grossstädter den Provinzler erkennt, hielt er zeitlebens viel darauf, in jedem Punkte für „schick" zu gelten und trug nur „pikfeine Sachen," von den schwarzen Seidensocken angefangen bis hinauf zu den feingestickten Hemden mit den gut bürgerlichen Umlegkragen und der schweren, seriösen Krawatte. Er hätte es für eine Entwürdigung seiner Person angesehen, ohne Handschuhe auszugehen, einen anderen als silbernen Spazierstock zu tragen; er liess sich täglich rasieren und trug das Haar sittsam gescheitelt, reichlich geölt und sorgfältig glatt gestrichen, wie es sich für einen guten Bürger schickt. In jeder Tasche seiner stets distinguierten und wohlgebügelten Kleider trug er von Jugend auf verschiedene Gebrauchsgegenstände, lauter Geschenke seiner zahlreichen Verwandten, als da sind Taschenbürstchen

und Kamm, Spiegelchen, einen silbernen Cigarrenabzwicker, ein Zündholzbüchschen, einen goldenen Crayon, eine krokodillederne Cigarren- und Brieftasche und ein englisches Federmesser. Alle diese Dinge legte er abends, wenn er sich umständlich auskleidete, auf der Platte des Nachtkästchens nieder, rund um die stattliche goldene Uhr mit Doppelmantel, die in ihrer Mitte prangte, wie der Mond im Sternenkranze. Er war ein wenig Pedant, hielt viel auf äußere Ordnung und sinnfällige Symmetrie, und wenn er auf der Straßenbahn fuhr, so legte er sein Billett regelmäßig achtmal zusammen, um es sodann in Form einer kleinen Wurst in das Knopfloch seiner linken Rockklappe zu klemmen, von wo er es erst wieder entfernte, wenn er ausstieg.

Als Student war er genau so leichtsinnig gewesen, wie es ein junger Mann, der die Ehre hat Spreckelmeyer zu heißen, sein darf, ohne seinem Ruf zu schaden und sich in der Prager Gesellschaft unmöglich zu machen. Schulden hatte er in seinen bewegtesten Zeiten keine größeren gemacht, als er mit seinem noch nicht fälligen Monatsgelde decken konnte, und auch seine übrigen Ausschweifungen hielten sich durchaus im Rahmen des bürgerlich

Erlaubten oder Gebotenen. So schien er dazu geschaffen, sich noch ein paar Jahre auf Prager Hausbällen und Schulvereinsabenden in Ehren zu amüsieren, um sodann, müder geworden, ein feines und möglichst reiches Mädchen heimzuführen, die Spreckelmeyers fortzupflanzen und ein stattlicher Familienvater zu werden, der die Bilder von Frau und Kindern in umfänglicher Brieftasche stets bei sich trägt und, selbst ein Muster guter Ordnung, leichtsinnige Schwäger und Neffen behutsam durch Wort und Beispiel auf den Pfad der Tugend zurücklenkt.

So wäre es auch zweifelsohne gekommen, wäre Spreckelmayer in Prag geblieben. Aber sein Vater, dessen letzter Ehrgeiz es war, seinen Stamm aus der Provinz in die Residenz verpflanzt zu sehen, verschaffte dem fünfundzwanzigjährigen Sohne mit Aufgebot all seiner Bekanntschaften eine Stellung im Rechtsbureau einer großen Wiener Bank. Spreckelmeyer kam nach Wien, und im Verlauf eines halben Jahres war der brave und züchtige Prager Jüngling ein Lump, wie die Prager Verwandten, oder ein Lebemann, wie die neuen Wiener Freunde sagten.

Diese Freunde, durch Spreckelmeyers Bureaukollegen Viktor Krämer und Maxl Herz würdig

10

repräsentiert, nahmen einen höchst unglücklichen Einfluß auf das Opfer aus der Provinz. Daß dies geschehen konnte, daran waren zwei Charaktereigenschaften des guten Spreckelmeyer vor allem Schuld; einmal seine fanatische Vorliebe für alles, was schick und elegant ist, seine Sehnsucht, sich den Lebensgewohnheiten der eleganten Welt anzupassen, und dann seine auffallende Willensschwäche und Beeinflußbarkeit. Denn Spreckelmeyer war ein schüchterner, ängstlicher, kleiner Mensch ohne Entschiedenheit der Meinung, und wenn irgend jemand irgend etwas in seiner Gegenwart mit dem nötigen Nachdruck und gehöriger Wärme behauptete, so dachte Spreckelmeyer flugs: Eigentlich hat er recht! und wäre es auch zufällig das gerade Gegenteil dessen gewesen, was er die ersten 25 Jahre seines Lebens hindurch als richtig erkannt hatte. Es gibt solche Menschen, und Spreckelmeyer gehörte zu ihnen.

So wäre er Anarchist, Mitglied der Heilsarmee, Junker, Quäker, Sozialist oder Freimaurer geworden, vorausgesetzt, daß er in die entsprechende Gesellschaft geraten wäre. Da er in Wien durch seine Freunde in einen Kreis junger Lebemänner geriet, so wurde er ein Lebenskünstler, wie sie das etwas großsprecherisch

nannten, denn ihre ganze Lebenskunst bestand, genau genommen, im Verführen und Sitzenlassen von Weibern. Und Spreckelmeyer erlag um so leichter dem Einfluß seiner neuen Umgebung, als diese in glänzender Form das gerade Gegenteil seiner bisherigen Ansichten verkörperte. Denn die Form bestach den Prager. An dem Sekretär Keller, der gleichfalls sein Kollege war, und der, das Zugtier des Bureaus, in seiner Tüchtigkeit und Ernsthaftigkeit Spreckelmeyer ähnlicher war, als er wußte, ging er interesselos vorüber, weil Keller, der reichsdeutscher Herkunft war, nicht viel sprach, einen unmodernen Vollbart trug, einen schwefelgelben Überzieher und Manschetten, die steif wie ein Brett und viel zu weit waren.

Da war der glänzende Viktor freilich ein anderer Kerl. Schlank, beinahe mager, immer englisch gekleidet und miserabel aussehend, war Viktor der Typus des jungen Wiener Stutzers aus dem Anfang dieses Jahrhunderts. In jeder Art von körperlichem Sport wohlerfahren, versierter Radfahrer, Eisläufer und Tennisspieler, pflegte er diese körperlichen Übungen keineswegs um ihrer selbst willen, sondern einesteils weil sie Gelegenheit gaben, in wechselndem Kostüm aufzutreten, und anderseits aus hygienischen

Gründen, um sich zum Vergnügen der Damenwelt für den Dienst der Liebe elastisch zu erhalten: Denn die Liebe betrachtete Viktor seit seinem zwölften Lebensjahre als seinen ausschließlichen Beruf und richtete sein Leben diesem Ziele gemäß ein. Von jener Leichtigkeit und Seichtigkeit, die den Frauen, die sich unterhalten wollen, immer gefällt, hatte er ein sprichwörtliches Glück bei Weibern, und selbst ohne einen Funken Leidenschaft, immer spöttisch, immer frivol, war er doch mehr als einmal leidenschaftlich heiß geliebt worden. Mit einem leidlich guten Kopf begabt, hatte er eigentlich nie studiert, hatte seine Matura zwischen zwei Sets, sein Doktorat zwischen zwei Rendezvous gemacht, hatte dann die Stelle in der Bank angenommen, der Frau eines Vorgesetzten zuliebe, bei dem er eingeführt werden wollte. Als er seinen Zweck erreicht hatte, blieb er im Amt, weil es ihm ganz gut tat, ein paar Stunden im Tag zu sitzen, und er außerdem stets eine umfängliche Posterestante-Korrespondenz zu erledigen hatte, wozu sich das behagliche Bureau vorzüglich eignete.

Karl Herz, der mit Viktor zusammen dasselbe Absteigequartier hatte, war in allen Stücken ein Ebenbild seines Freundes, nur etwas dümmer,

etwas unbedeutender, sentimentaler und schwerfälliger. Wie alle Feministen, hatten die beiden in den wenigen Stunden, wo sie nicht mit Weibern beisammen waren, das Bedürfnis wenigstens von ihnen zu sprechen; aber da sie ihren Abenteuern fast immer gemeinschaftlich nachgingen, und da diese regelmäßig im gemeinschaftlichen Absteigquartier endigten, so hatten sie einander nicht viel Neues zu erzählen, was insbesondere Viktor schmerzte, denn Viktor, ein Wiederkäuer der Liebe, erlebte alles gerne zweimal, einmal, indem er es tat und das zweitemal, indem er es zum besten gab. In Spreckelmeyer nun witterte er sofort das richtige naive Publikum für seine bedenklichen Heldentaten und attachierte sich aus diesem Grunde von Anfang an dem neuen Kollegen, den er im übrigen vom ersten Augenblick an gering schätzte.

Dabei ergaben sich allerdings im Anfang Dissonanzen, da Spreckelmeyer den neuen Ton noch nicht beherrschte. So gleich am zweiten Tage, als Viktor ihn nach einigen einleitenden Bemerkungen fragte, was er denn auf der Reise von Prag nach Wien erlebt hätte? Spreckelmeyer erwiderte wohlerzogen, daß er bis Brünn in einem russischen Roman gelesen und dann ein wenig geschlafen hätte.

„Ich kann auf der Bahn nicht lesen," sagte Viktor, „ich kann überhaupt nicht lesen. Es macht mich nervös."

„Ja was denn soll man auf der Reise tun?" fragte Spreckelmeyer.

„Man macht Bekanntschaften. Haben Sie keine gemacht?"

„Doch!" versetzte Spreckelmeyer. „Mit einem Oberleutnant."

Viktor verzog den Mund.

„Wenn ich sage Bekanntschaften, so meine ich natürlich Weiber!"

15

„Es war keine im Coupé," sagte Spreckelmeyer zu seiner Entschuldigung.

„Das passiert mir nie," lächelte Viktor, „denn wenn ich wo einsteig', so geh' ich erst den ganzen Zug durch und setz' mich dorthin, wo ich eine hübsche Frau find', die die Reise allein macht."

„Ach so," lachte Spreckelmeyer, schlug sich auf den Schenkel und begann vor Viktor großen Respekt zu bekommen.

Dieser, der Boden unter sich fühlte, zeigte dem Neuling am folgenden Tage mit einer Bewegung auszeichnenden Vertrauens die Photographie einer

brünetten, merkwürdig frisierten und äußerst dekolletierten Dame.

„Sauber, was?" fragte er eitel.

Spreckelmeyer gefiel das schwarze Weibsbild eigentlich nicht, aber er war zu höflich, um das zu sagen. Er lächelte vielmehr anerkennend.

„Die kommt heut Nachmittag zu mir," sagte Viktor.

Spreckelmeyer schaute ihn bewundernd an.

Zwei Tage später hatte Viktor es sehr eilig im Bureau und verließ es noch eine halbe Stunde früher als gewöhnlich.

„Ich muß ins Ministerium," sagte er zu Keller, der ein wenig unhöflich lächelte, aber zu Spreckelmeyer, den Viktor augenscheinlich zu seinem Vertrauten machen wollte, sagte er mit geheimnisvollem Augenzwinkern:

„Ich hab' ein Rendezvous!"

„Ah!" sagte dieser und fügte höflich hinzu: „Gewiß mit dieser Schwarzen."

„Ach nein," versetzte Viktor, nachdem er sich mühsam auf die Schwarze besonnen hatte. „Nicht mit der. Mit einer rothaarigen jungen Frau, die ich gestern auf der Tramway angesprochen hab'.

Eine Witwe. Das heißt, eigentlich lebt ihr Mann noch."

„Wie ist das?" fragte Spreckelmeyer.

„Na, geschieden wird sie halt sein. Insoferne sie überhaupt jemals verheiratet war. Das weiß man nie."

Es war halb eins, er drückte dem Freunde die Hand und lief aus dem Bureau.

Seine Sonntage pflegte Spreckelmeyer bei verschiedenen feinen Familien zu verbringen, an die er aus Prag Empfehlungen mitgebracht hatte. Es waren dies durchwegs bessere Häuser, Advokaten, reich gewordene Kaufleute, höhere Beamte, sogar ein kaiserlicher Rat war darunter. Spreckelmeyer zog seinen Schlußrock an und ging zum Speisen hin, dann, gesättigt, bemühte er sich in wohlerzogener Weise die Familie zu unterhalten, indem er mit Papa Karten oder mit der gewöhnlich schon heiratsfähigen Tochter Klavier spielte oder mit Mama die neuesten Erscheinungen der schönen Literatur besprach, z. B. die „Problematischen Naturen" oder den „Kampf um Rom". So verging behaglich der Nachmittag, und abends begleitete er die Herrschaften ins Konzert oder Theater, insoferne er es nicht vorzog, noch eine

zweite Familie aufzusuchen und noch ein zweitesmal sein Urteil über den „Kampf um Rom" abzugeben. Mitunter kamen auch mehrere derartige Familien zusammen, dann hatte die Lustbarkeit keine Grenzen, es wurden Gedichte aufgesagt, es wurde getanzt, und Spreckelmeyer entschuldigte sein verschlafenes Aussehen am nächsten Tag mit der ernsthaften Versicherung, er habe „gedraht".

Ein paar Wochen nach jenen ersten Annäherungen sagte Viktor zu Spreckelmeyer:

„Herr Kollega, morgen ist Sonntag, ich lad' Sie ein, kommen S' mit mir zum Maxl, der halt' jetzt eine Probiermamsell aus. Ein lustiges Mädel, Sie werden sich unterhalten."

„Danke sehr, danke sehr," sagte Spreckelmeyer, der sich geehrt fühlte, „aber leider — ich bin morgen beim kaiserlichen Rat Hochstädter eingeladen."

„Um Gottes willen, beim Hochstädter!" rief Viktor. „Ja müssen S' denn dort hingehen? Da sind ja auch Mädeln, noch dazu erwachsene. Wie kann man nur in ein Haus gehen, wo's erwachsene Mädeln gibt? Nämlich anständige. Überhaupt: Anständige Mädeln! Brr!"

„Erlauben Sie," wagte Spreckelmeyer, der, wie gesagt, den Ton noch nicht kannte.

Der andere entwickelte sein Programm:

„Anständige Mädeln existieren für mich nicht. Überhaupt die ganze sogenannte gute Gesellschaft existiert für mich nicht. Die überlaß ich dem Sekretär Keller. Wenn ich irgendwohin geh', so will ich mich doch unterhalten. Na und unterhalten, das heißt — oder ich bleib' zu Haus. Im übrigen, das sind so Ansichten. Es muß auch Leut' geben, die andere haben. Lassen S' sich nicht stören, Herr Kollega. Auf Wiedersehen, ich werd' erwartet."

19

Und indem er den Cylinder aufsetzte:

„Von einer Französin."

Spreckelmeyer tat etwas leid. Zwar ging er am nächsten Tag doch zu Hochstädters, aber nachdenklicher als sonst. Auch unterhielt er sich nicht mehr wie früher. Plötzlich fühlte er, daß er sich in diesem Kreise langweile. Er dachte an Viktors Worte von gestern, und er sagte sich: „Eigentlich hat er recht!"

Am nächsten Samstag kam Marl Herz auf ihn zu und wollte augenscheinlich etwas sagen. Aber Viktor hielt den Freund zurück, indem er ihm etwas zuflüsterte. Spreckelmeyer verstand nur diese wenigen

vernichtenden Worte: „Ich bitte dich, er verkehrt in der guten Gesellschaft!“

Spreckelmeyer wurde rot; Maxl verzichtete auf seine Einladung.

Eine Woche kämpfte Spreckelmeyer noch; aber am nächsten Samstag trat er auf Viktor zu und sagte entschlossen:

„Herr Kollega, morgen wär' ich frei.“

„Bravo!“ sagte Viktor. „Kommen S' mit uns, wir machen einen Ausflug. Der Maxl kommt mit der Gustel, und ich nehm' die Olly mit.“

„Ist das die Französin?“ fragte Spreckelmeyer.

„Woher?“ sagte Viktor. „Das ist lang aus.“

„Also die Rothaarige?“

„Auch nicht.“

„Oder die Schwarze.“

„Auch nicht. Die Gustel ist eine Wienerin, mollert und blond! Blond!“

Er fügte hinzu: „Sie ist meine Geliebte.“

„Ah!“ fragte Spreckelmeyer. „Seit wann?“

„Eine Ewigkeit! Seit voriger Woche!“

2.

Auf diesem Ausflug unterhielt sich Spreckelmeyer eigentlich gar nicht. Zunächst störte es ihn, daß er Olly, die Geliebte Viktors, beständig mit Gustel, der Freundin Maxens, verwechselte. Allerdings sahen die beiden Freundinnen einander merkwürdig ähnlich, waren nur zwei Variationen desselben Grundtypus. Beide schlank, fahlblond, mit langen Hälsen, leeren, schmalen Gesichtern und dunkel unterstrichenen Augen, die ein bißchen ungesund glänzten, waren sie mitsammen aufgewachsen, wohnten in derselben Gasse und waren seit Jahren in demselben Konfektionshause tätig, mit leichter Konfektionsware beschäftigt, selber eine leichte Konfektionsware, auf den ersten Anblick bestechend, viel Façon, aber nichts dahinter, raschem Glanz und frühem Verderben geweiht.

Erst wenn man sehr genau hinsah, bemerkte man, daß Olly um ein paar Jahre älter und dementsprechend besser angezogen war, als die siebzehnjährige Gustel.

Spreckelmeyer benahm sich in der leichten Gesellschaft äußerst ungeschickt. Gewohnt, sich in feinen Kreisen zu bewegen, pragerisch korrekt erzogen, titulierte er die Mädels per „gnädiges Fräulein" und sprach mit ihnen in demselben Tone und über dieselben Dinge, über die er mit den Töchtern des kaiserlichen Rats Hochstädter sprach.

„Haben gnädiges Fräulein schon den „Kampf um Rom" gelesen?"

„Waren gnädiges Fräulein schon bei den Vorstellungen des Deutschen Theaters?"

Oder:

„Wohin gedenken Fräulein heuer aufs Land zu gehen?"

Und:

„Geht die werte Familie auch aufs Land?"

Die werte Familie war bei der Olly die respektable Nachkommenschaft einer Grünzeughändlerin, Gustels Vater war Bureaudiener. Auch ging man in diesen Kreisen nicht aufs Land, weder die werte Familie, noch die Fräulein Töchter. Und was die Vorstellungen des Deutschen Theaters betraf, so scherte man sich um diese genau so viel, wie um den bei Hochstädters so beliebten „Kampf um Rom".

Hingegen entwickelte sich bereits im ersten Stadium des Ausflugs ein anderer Kampf, der Kampf um den Fiaker. Die Mädel, deren Devise „Wenn schon, denn schon" hieß, bestanden auf einem Gummiradler. Allein sowohl der Maxl als der Viktor schwärmten fürs Zufußgehen. Schließlich entschlossen sie sich seufzend einen Wagen zu nehmen, und Spreckelmeyer durfte für das Vergnügen, zwischen den beiden Mädels „Bouquet" zu sitzen, den dritten Teil der Spesen tragen.

Die dürftige Konversation schwankte zwischen Nichtigkeit und Schlüpfrigkeit. Spreckelmeyer hatte mit seinen mehr allgemeinen und plauderhaft philosophisch gehaltenen Bemerkungen keinen Erfolg. So verstummte er schließlich und ließ die anderen reden. Stumm saß er still vergnügt zwischen den beiden schlanken Dämlein, blinzelte in der Frühlingssonne und ließ es sich behaglich gefallen, daß die holden Nachbarinnen, die sich bereits über den Prager lustig machten, auf seinem Rücken abwechselnd Klavier spielten.

Noch schlimmer erging es ihm auf dem Heimweg, den man am späten Nachmittag durch den Wald antrat. Die Mädchen hatten in Baden, wo

man über Mittag blieb, ziemliche Mengen Wein getrunken und waren dadurch in eine moussierende Stimmung gekommen. Erst wurden allerhand Couplets gesungen: „In der Laube von Jasmin — soll uns unser Glück erblühn" ... und „O je, o je, im chambre separée," dann aber wollten die Mädchen tanzen, und da weder der Viktor noch der Maxl Klavier spielen konnten, mußte sich Spreckelmeyer an den Marterkasten im Gastzimmer setzen und durfte den beiden Paaren durch mehr als eine Stunde die Tanzmusik besorgen.

24

Durch das Trinken, Singen, Tanzen waren die Fräulein müde geworden, müde und zärtlich. Nun hingen sie schwer an den Armen ihrer Kavaliere und schauten ihnen unter der grünen Wölbung der Waldbäume schmachtend in die begehrlichen Augen. Spreckelmeyer war mehr als überflüssig, und man ließ es ihn merken. Sobald er sich einem der getrennt marschierenden Pärchen anschließen wollte, verstummte das Gespräch und Gelächter, um erst wieder zu beginnen, wenn er bei dem anderen Paar sein Glück versuchte, bei dem jedoch sein Erscheinen genau dieselbe Wirkung hervorbrachte. Spreckelmeyer sah schließlich ein, daß er störe, und da er ein wohl-

erzogener und diskreter Mensch war, so ging er den beiden Paaren auf dem Waldweg voraus, wobei er ein so tiefvergnügtes Gesicht schnitt, als hätte er sich noch nie im Leben so köstlich unterhalten. Zu gutmütig, um das Glück der Liebenden zu stören, zu schwach, um sich einzugestehen, daß er sich grausam langweile, hüpfte er mit seinem Bachstelzengang den grünen Waldweg entlang, ohne umzublicken. Als er dies aber endlich tat, mußte er zu seinem Schrecken bemerken, daß er seine Gesellschaft ganz verloren habe. Und so lang er auch warten, so viel er auch suchen mochte, er konnte die beiden Pärchen nicht mehr entdecken. Betrübt setzte er schließlich den Weg allein fort, nahm irgendwo in der Brühl ein einsames und freudloses Nachtmahl ein und kam gegen Mitternacht halb erdrückt von der Bahnfahrt wieder in Wien an.

„Nun?“ fragte Viktor am nächsten Morgen, nachdem sich das Verschwinden im Walde in natürlicher Weise daraus erklärt hatte, daß Spreckelmeyer einfach auf einen Seitenweg geraten war, „nun? War's nicht viel hübscher als bei Hochstädters?“

„Das will ich meinen,“ sagte Spreckelmeyer sofort, dem Viktor mächtig imponierte, und der

unablässig bemüht war, sich der Lebensauffassung und dem Geschmack dieses schicken jungen Mannes anzupassen.

Dies kam zunächst in seinem Äußern zum Ausdruck. Er sagte sich von der quäkerhaften Kleidung los, die in Prag für fein galt, verzichtete auf seinen unvermeidlichen schwarzen Schlußrock, die gefältelte Hemdbrust mit Stickerei und die schwarze Seidenkrawatte. Nun ließ er sich einen englischen Saccoanzug mit schief geschlitzten Taschen machen, trug farbige Hemden, bunte Gilets und bedenklich schillernde Krawatten. Den Diamantring und einen zweiten Siegel-Ring, den er besaß, sperrte er ängstlich ein, da der Viktor Schmuck verpönte, und seine goldene Uhrkette verkaufte er aus dem gleichen Grund. Auch ließ er sich den Vollbart abnehmen, den er sich in Prag auf Geheiß seiner Mutter hatte stehen lassen, um männlicher auszusehen, und schließlich opferte er sogar seinen schönen braunen Schnurrbart der heiß erstrebten englischen Eleganz. Wie ein Aristokrat sah er darum noch lange nicht aus, wohl aber wie jemand, der die äußersten Anstrengungen macht, für einen solchen zu gelten.

Aber diese äußere Veränderung, die sich im Laufe des Sommers langsam vollzog, war nur ein

Symbol seiner inneren Wandlung. Denn geradeso wie er sich äußerlich von der Gesellschaft, in der die Herren Schlußröcke tragen, lossagte, so schloß er sich auch innerlich immer mehr der Lebewelt an, wo man englische Saccos mit schiefgeschlitzten Taschen trug. Viktor leitete ihn bei diesem Übergang. Aber entschieden wurde der Fall Spreckelmeyers doch erst, als dieser die Bekanntschaft des jungen Frauenthal und seiner Geliebten, der Blumenmacherin Rose machte. Denn hier zum erstenmale trat ihm das, was man in Prag Sünde nennt, in verführerischer Form entgegen.

27

Rudolf Frauenthal war ein Schriftsteller von Talent, der aus der anarchischen Lebewelt, in der er seine Eindrücke sammelte, eine Reihe künstlerischer Motive geschöpft und mit Glück verarbeitet hatte. Der Ekel vor der sogenannten guten Gesellschaft, vor deren äußerem Reichtum und innerer Armut, vor der parfümierten Lüge dieser Salons und der Phantasie- und Herzlosigkeit, die darinnen geputzt und gebläht umherstolzierten, dieser Widerwillen gegen alles Unechte und Gemachte, der bei den anderen bloß Pose, war bei Frauenthal echt, dem Eigenwillen und der Banalitätsfurcht des Künstlers entsprungen, der ja immer bis zu einem gewissen Grade Bohemien ist.

Auch konnte er sich, wenn er gerade wollte, die Anregungen einer immerhin gebildeten Gesellschaft durch gute Bücher und Studien ersetzen und war schließlich, wenigstens wenn er allein war, in geistreicher Gesellschaft, zum Unterschied von Viktor und den anderen jungen Lebemännern.

Als Spreckelmeyer seine Bekanntschaft machte, wunderte er sich anfänglich, wenn er den Schriftsteller jene Ideen entwickeln hörte, die er bereits aus Viktors Mund kannte. Es schien, daß er Viktor nachrede, wenn der elegante Schriftsteller auf die anständigen Mädchen loszog, versicherte, daß er auf die gute Gesellschaft pfeife, und vom Vorstadtmädel schwärmte, bei dem allein noch das Glück zu finden sei. Allmählich erst erkannte Spreckelmeyer, daß nicht der Schriftsteller Viktor, sondern umgekehrt dieser jenen kopierte, indem er einfach seine moderne Weltanschauung von dem Schriftsteller bezog, genau so wie seine Krawatten und bunten Gilets von irgend jemand anderem, der sie für ihn erfunden hatte. Und wenn diese Beobachtung auch nicht dazu angetan war, Spreckelmeyers Bewunderung für den schicken Viktor zu heben, so mußte sie doch anderseits den Wert jener ihm neuen Anschauungen erhöhen, die

im Munde des Schriftstellers ein ganz anderes Gewicht erhielten, als in demjenigen des guten Viktor.

Dazu kam noch der Einfluß Roses, der schönen Geliebten des Schriftstellers.

Rose, ihres Zeichens Blumenmacherin, war eine jener entzückenden Mädchenblüten, wie sie so lieblich nur dem Wiener Boden entsprießen. Achtzehnjährig, üppig-schlank, blondhaarig und braunäugig, war Rose eine vollendete Schönheit zu nennen. Aber sie war mehr als schön, sie war reizend. Ihr Lächeln, in dem sich Wehmut mit Schalkheit mischte wie in einem Straußischen Walzer, war hinreißend, und ihre seelenvollen Kinderaugen strahlten Liebe und Güte aus. Dabei besaß sie trotz ihrer niederen Herkunft eine gewisse Noblesse der Haltung und des Betragens, die mancher Komtesse zu wünschen gewesen wäre. Es war unmöglich, in ihrer Gegenwart etwas Gemeines zu sagen, und sogar der verdorbene Viktor wählte seine Ausdrücke und unterdrückte manche seiner gewohnten, nach dem Absteigquartier schmeckenden Bemerkungen, wenn er sich mit ihr unterhielt.

Dennoch war sie die Geliebte des Schriftstellers. Aber sie war es weder aus Berechnung, noch aus Verderbtheit, nicht einmal aus Leichtsinn geworden,

sondern einfach, weil er ihr gefiel, weil er Worte fand, die ihr ins Herz drangen, und weil sie, die ein Kind der Liebe war, mutterseelenallein in der Welt stand, und sie ohnehin niemand heiraten würde.

Auf Spreckelmeyer machte sie einen tiefen Eindruck. Wohin er blickte in dem neuen Kreise, sah er sich von Liebe umgeben. Jeder seiner Freunde besaß eine hübsche, kleine Geliebte, nur Viktor besaß mehrere. Der Zeitpunkt konnte nicht ausbleiben, wo der Zugereiste sich die folgenschwere Frage vorlegte: Warum gerade ich nicht? In der Tat, warum sollte gerade er, Spreckelmeyer, einsam und freudlos durch seine Jugend gehen? Warum sollte er immer allein auf den Ausflügen mithatschen, wo jeder mit seiner Kleinen erschien? Warum sollte er nicht a u c h seinen kleinen Roman haben, bevor er heiratete? Warum eigentlich nicht?

Und so kam es, daß er eines Tages beschloß, sich eine Geliebte anzuschaffen, nicht anders, als er drei Monate früher beschlossen hatte, bunte Gilets zu tragen.

3.

„Pardon, Fräulein," sagte Spreckelmeyer beinahe keuchend vor Aufregung, „darf ich Ihnen Ihr Paket tragen?"

Das junge Mädchen blickte überrascht zur Seite und maß den zudringlichen, kleinen Herrn mit dem Schauspielergesicht und den aufgespannten Augen. Einen Augenblick dachte sie daran, den Schwerenöter mit einer höhnischen Antwort abzustellen. Aber es lag etwas so Demütiges, beinahe Hündisches in seinem wartenden Blick, das sie unwillkürlich rührte. Entschieden, dieser kleine Herr hatte noch nicht viel Frauen auf der Straße angesprochen.

Auch kam dem Zudringlichen zustatten, daß Fräulein Poldi heute gut gelaunt war. Ein Lächeln flog über ihren blassen Mund, und sie sagte:

„O bitte, wenn's dem Herrn Vergnügen macht!" und reichte ihm ohne weitere Umstände das ziemlich umfangreiche Paket.

Auf einen so raschen Erfolg war Spreckelmeyer

gar nicht gefaßt gewesen. Seit Wochen sprach er Mädchen auf der Mariahilfer Hauptstraße an und hatte dabei die merkwürdigsten Erfahrungen gemacht. Die Poldi kannte er bereits seit einem halben Tag. Er war ihr zu Mittag nachgestiegen, als sie ins Geschäft ging, war dann am Abend wieder gekommen und hatte eine geschlagene Stunde die Kragen und Krawatten im Auslagfenster betrachtet. Als sie dann endlich erschien, stürzte er mit dem Mute der Verzweiflung auf sie los. Und es war gelungen. Er nahm das Paket und schaute die Poldi dankbar an.

Hätte ihm jemand in Prag das Ansinnen gestellt, mit einem Paket unterm Arm durch die Stadt zu gehen, Spreckelmeyer wäre entrüstet gewesen. An Poldis Seite trug er es voll Stolz. Und indem er vergnügt neben ihr einherzappelte und sich den Schweiß wegwischte, den ihm die Aufregung auf die Stirne getrieben, begann er das Gespräch mit der geistvollen Wendung:

„Gewiß eine neue Robe für das Fräulein?" Dabei wies er auf den Pack, den er vergeblich unter den Arm zu klemmen bemüht war, und schaute die Poldi fragend an.

„Es is' an' Unterrock für die Tant'," berichtigte diese.

„Ah! Für die Frau Tante!" Und höflich fügte er, der in seiner Befangenheit bereits vergessen hatte, woher die Poldi kam, hinzu: „Fräulein haben am Nachmittag wohl allerhand Kommissionen besorgt?"

„Kommissionen? Im G'schäft war i."

„Ah! Fräulein gehen ins Geschäft!"

„Ich komm' aus'm G'schäft!" sagte die Poldi mürrisch. „Mir scheint, Sie wollen mi' frozzeln..."

Nichts lag Spreckelmeyer ferner. Schwitzend vor Erregung, versicherte er, daß ihr der Umstand, daß sie ins Geschäft gehe, in seinen Augen nur Ehre mache, da, seiner Meinung nach, in unserer Zeit jedes Weib einen Beruf haben sollte. Und nun begann er, genau in dem Tone, in dem er bei Hochstädters über diese Frage gesprochen haben würde, nur etwas unsicherer, allerhand über die Stellung der erwerbenden Frau im modernen Staate zu schwätzen, was die Poldi halb nachsichtig und halb überlegen anhörte, bis sie schließlich den Redner mit den Worten unterbrach:

„Sie sind wohl noch nicht lang in Wien!"

„Nein," sagte Spreckelmeyer errötend. „Allerdings!"

„Man merkt's!" meinte die Poldi gutmütig und schaute ihm dabei zum erstenmale voll ins Gesicht.

Sie waren bis zur Mariahilferlinie gekommen, und die Poldi, der der ungeschickte und galante Herr mit den kurzen Beinen leid zu tun begann, wollte ihm nun das Paket abnehmen. Aber Spreckelmeyer bestand darauf, es ihr bis zum Haustor nachzutragen, und lieferte es auch wirklich nicht eher ab, als bis die Poldi in einer schmalen Seitengasse in Fünfhaus vor einem einstöckigen Hause Halt machte, über dessen rundem Einfahrtstor ein kleines Blechschild prangte mit der Aufschrift: Adelheid Brunner, geprüfte Hebamme.

„Jetzt müssen S' aber gehen!" sagte die Poldi furchtsam. „Sonst sieht uns die Tant', und dann krieg' ich's."

Zum Lohn für seine Ritterdienste nannte ihm die Poldi noch ihren Namen und erlaubte ihm, sie am nächsten Abend wieder zu erwarten.

„Aber nit vor'm G'schäft — dös mag i nit — vor'm Hôtel Kummer."

Spreckelmeyer war einverstanden. Eine große Dankbarkeit überkam ihn, und er wollte durchaus der Poldi die Hand küssen. Aber sie sagte: „Machen S' keine faden G'schichten!“ gab dem Ritter einen Nasenstüber und verschwand in der Einfahrt.

Und Spreckelmeyer schwankte durch den mondhellen Septemberabend über die lichterglänzende, menschendurchrauschte Mariahilferstraße nach Hause, geistesabwesend und betäubt von seinem großen Siege.

4.

Wenn man ihn am folgenden Morgen gefragt haben würde, welcher Farbe das Haar der Poldi sei, und wie sie angezogen gewesen, so hätte er davon ebensowenig zu sagen gewußt, wie von dem Schild mit der dreieckigen Madonna über dem Haustor oder dem Namen der Gasse, in der sie wohnte. Denn er war an jenem ersten Abende viel zu erregt gewesen, als daß er derlei Kleinigkeiten bemerkt hätte. Er hatte sie angesprochen, weil sie ihm den Eindruck eines hübschen Mädchens machte, aber wie sie eigentlich aussah, darüber wurde er sich erst an den folgenden Abenden klar.

Hübsch war die Poldi ja wirklich. Zwar über die allererste Jugend war sie bereits hinaus; ihr Teint war nicht mehr eitel Milch und Blut, die Zahnreihe bereits da und dort bedenklich plombiert, und ihre volle, ein wenig stattliche Gestalt mochte verwöhnteren Augen vielleicht etwas derb und überreif erscheinen. Immerhin besaß sie eine angenehme Erscheinung,

dunkles, reiches Haar, das gepflegt aussah, und dunkle Augen, die gutmütig und ein bißchen traurig blickten. Überhaupt lag ein früher Ernst über diesem mehlweißen, anämischen Gesichtchen, jener Ernst, den man bei reiferen Wiener Mädchen, die bereits seit ihrem siebzehnten Lebensjahr ins Geschäft gehen, häufig antrifft, und ihr festgeschlossener, ein wenig blasser Mund war der Mund eines jungen Weibes, das bereits etwas zu verschweigen hat.

Spreckelmeyers Blick blieb an der Oberfläche haften. Er sah in der Poldi lediglich das leidlich hübsche Mädchen von gefälligen Formen, das er sich ohne Schwierigkeiten in jener Rolle denken konnte, die er ihm im geheimen bereits zugeteilt hatte. Vorläufig allerdings hütete er sich, eine Andeutung über seine Absichten zu machen. Denn er war vorsichtig und der Poldi war offenkundig nicht zu trauen. Vom ersten Augenblicke an hatte sie es verstanden, sich bei Spreckelmeyer in Respekt zu setzen. Nicht umsonst ging sie seit fünf Jahren allabendlich über die Mariahilfer Hauptstraße nach Hause. Hier in dem verdorbenen Menschenstrome, in den so viele dunkle Kanäle münden, hatte sie, die sich, ihr Päckchen unter'm Arm, geschickt an den tausend Gefahren der

Großstadt vorüberschlängelte, mehr Menschenkenntnis gefischt, als der Doktor beider Rechte Konrad Spreckelmeyer jemals besitzen wird. Darum war sie sich über seine Absichten, wie über seine Person vom ersten Augenblicke an klar — und wies ihn dennoch nicht zurück. Denn sie durchschaute diesen wohlappretierten, kleinen Menschen, der sich den Schnurrbart hatte stutzen lassen, um für schick zu gelten, und der den Lebemann posierte, um nicht hinter seiner Zeit zurückzubleiben, sie sah durch das bunte Gilet und die farbige Hemdbrust hindurch und sah dahinter die einfärbige und solide Seele des ungefährlichen Spießers aus der Provinz. Und da sie ihn einmal durchschaut hatte, so dachte sie in kluger Weise auf ihre Kosten zu kommen.

Mädchen von der Art der Poldi machen gemeiniglich zwei Entwicklungsphasen durch: die erste, wo sie angeschmiert werden, und einige Jahre später die zweite, wo sie einen anderen anschmieren. Über die erste Phase war die Poldi bereits hinaus.

Sie ließ sich von Spreckelmeyer Zoll für Zoll erobern. Ein Feldzug, den der Viktor höchstwahrscheinlich in vierundzwanzig Stunden beendigt haben würde, dauerte für seinen Freund drei Monate und war dann

natürlich erst noch nicht beendigt. Betrübt mußte der Prager die Erfahrung machen, daß bei gewissen Wiener Frauen der Sieg um so schwieriger, je geringer der Preis ist. Dennoch gab er nicht nach. Er hatte es sich nnn einmal in den Kopf gesetzt, eine Geliebte zu haben, wie seine Freunde. Er wollte nicht wieder bei Hochstädters sitzen, während der Viktor und der Max mit ihren kleinen Damen über Land fuhren. Er wollte im nächsten Frühling mitfahren, mitlachen, mitküssen. Darum ließ er nicht locker und führte, ein Pedant auch in der Liederlichkeit, das einmal begonnene Abenteuer korrekt zu Ende.

Er hatte Erfolge zu verzeichnen. Nach sechs Wochen erlaubte ihm die rigorose Poldi zum Beispiel, sich jenseits der Mariahilferlinie in sie einzuhängen, während er neben ihr ging. Nach acht Wochen maßte er sich diese Freiheit bereits diesseits der Linie an. Was war das für ein Stolz für Spreckelmeyer, so neben seiner Kleinen daherzusteigen! Aber völlig grenzenlos wurde sein Hochgefühl, als er eines Tages, da er eben, den Arm in der Ellbogenbeuge seines Mädels, die Mariahilferstraße vergnügt hinanschlenderte, seinem Freund Viktor begegnete, der eben in entgegengesetzter Richtung einer Dame

nachstieg. Viktor riß die Augen auf und blieb perplex stehen, als er des Paares ansichtig wurde; dann, während die beiden vorübergingen, warf er dem überglücklichen ertappten Liebhaber einen höchst anerkennenden Blick zu.

„Wer war das?“ fragte die Poldi.

„Das war mein Kollega Viktor,“ versetzte ihr Begleiter, noch bebend vor Stolz, und hängte sich tiefer in seine Kleine ein.

Am nächsten Morgen konnte er den Augenblick nicht erwarten, wo er im Bureau mit Viktor zusammen treffen mußte. Er ging deshalb früher ins Amt als gewöhnlich, aber Viktor kam ausnahmsweise etwas später. Endlich gegen dreiviertel zehn Uhr erschien er, übernächtig und verlumpt aussehend.

„Ich komm' von meiner Frau,“ sagte er, an Spreckelmeyers Schreibtisch tretend.

Spreckelmeyer glaubte vom Stuhle zu fallen.

„Sie sind verheiratet!“ schrie er. „Seit wann?“

Aber Maxl Herz, der die Bemerkung gehört hatte, beruhigte ihn.

„Wenn der Viktor von *seiner* Frau spricht, so meint er doch selbstverständlich die eines anderen!“

Alle drei lachten: Spreckelmeyer herzhaft, Viktor

eitel und Marl Herz ein wenig verächtlich. Zwischen ihm und Viktor machte sich in der jüngsten Zeit eine kleine Spannung bemerkbar. Marl Herz begann sich in den Netzen seiner Gustel zu verstricken, unter deren kleinem Pantoffel er sich wohl zu fühlen anfing. Er bekam moralische Anwandlungen, verpönte ein liederliches Leben, sprach von Verpflichtungen, die man mit der Liebe eines Weibes acceptiere und stand im Geruche, seiner Geliebten treu zu sein. All das konnte Viktor von seinem Standpunkt aus nicht billigen, sprach vielmehr ziemlich offenherzig von der bedauerlichen Verblödung, die sich seiner Ansicht nach bei Marl Herz bemerkbar mache. Dieses Urteil, das auch aus Viktors Lächeln im Verkehr mit Max beständig hervorschien, war natürlich nicht dazu angetan, die Bande der Freundschaft fester zu knüpfen. Vielmehr beschränkte sich diese in der jüngsten Zeit auf den Umstand, daß die Beiden ein gemeinsames Absteigequartier hatten. Und auch das weniger aus Freundschaft, als aus ökonomischen Gründen.

Eben entspann sich ein Streit zwischen ihnen, wer den Sonntag haben sollte. Viktor, der mit Olly eine Zusammenkunft verabredet hatte, behauptete, es sei sein Tag, da er die ungeraden Tage habe. Aber

Maxl Herz, der die Gustel bereits eingeladen hatte, setzte dem entgegen, das mit den ungeraden Tagen beziehe sich nur auf die Wochentage, nicht auch auf die Sonntage, bezüglich derer andere Grundsätze gälten. Übrigens sei das Quartier am vorigen Sonntag frei gewesen, warum habe Viktor es nicht benützt? Viktor ließ sich auf eine Diskussion dieser Frage nicht ein, beharrte vielmehr auf seinem Recht für diesen Sonntag. Maxl Herz wollte auch nicht nachgeben. Aber Viktor machte dem Streit ein Ende, indem er erklärte, daß er, falls er das Quartier Sonntag nicht haben könne, ausziehen werde. Zähneknirschend mußte Max nun nachgeben, denn er war der wirtschaftlich Schwächere und nicht in der Lage, ein ganzes Absteigequartier allein zu bezahlen. Viktor triumphierte.

Endlich, gegen Mittag, kam Spreckelmeyer dazu, die Frage zu stellen, die ihm seit langem auf der Zunge brannte. Mit dem verwirrten Lächeln des Anfängers fragte er:

„Na, wie gefällt sie Ihnen?“

„Wer?“

„Na — meine Kleine!“

„Ah so!“ Viktor erinnerte sich plötzlich. „Die Poldi, mit der ich Sie gestern gesehen hab'?“

„Die Poldi! — Sie kennen sie?“

„Ich hab' früher einmal Handschuh' bei ihr gekauft,“ sagte Viktor nachlässig und tunkte die Feder ein. Dann, nach einer kleinen Pause, gemessen: „Sie ist ein hübsches Mädel. Es ist Ihnen zu gratulieren.“

Wenn es noch irgend eines Umstandes bedurfte, um Spreckelmeyer in seinen Absichten zu bestärken, so lieferte ihn das anerkennende Wort seines verehrten Freundes Viktor. Bislang hatte ihm die Poldi eigentlich bloß gefallen, aber nun, da sie Viktors Beifall fand, empfand er plötzlich, daß er sie stürmisch liebe.

5.

Noch vierzehn Tage und Spreckelmeyer trat mit seinen Absichten der Poldi gegenüber deutlicher hervor. Schon hatte er, dem das Einhängen lange nicht mehr genügte, einmal in einer Seitengasse den Arm um ihre Taille geschlungen und, als sie es geschehen ließ, hatte er das Manöver ein paar Tage später wiederholt und ihr dabei einen Kuß auf das Haar gehaucht. Als sie sich auch dies gefallen ließ, kannte seine Kühnheit keine Grenzen mehr, und nach dreimonatlicher Bekanntschaft erklärte er ihr eines Abends jäh und unvermittelt, daß er sie liebe, und daß sie die Seine werden müsse, wie er sich pathetisch ausdrückte. Als diese Erklärung draußen war, trat er unwillkürlich einen Schritt zurück, denn bei der Poldi mußte man auf alles gefaßt sein. Allein es geschah nichts dergleichen. Augenscheinlich liebte sie ihn schon, denn nach angemessenem Zögern erklärte sie sich bereit, einen Abend mit ihm zu verbringen. Die einzige Bedingung, die sie daran knüpfte, war, daß man vor-

44

her ins Kolosseum ginge, was sie sich seit langem wünschte. Spreckelmeyer besorgte die Karten.

Zwei Tage später wurde sie die Seine. Sie fiel mit Anstand, ohne viel Faxen, ohne großen theatralischen Apparat, ohne Champagner und ohne Tränen, wie eben ein besonnenes Mädchen fällt, das weiß, was es tut.

Nun hatte Spreckelmeyer eine Geliebte. Er belästigte alle Welt damit. Sein fünftes Wort war „meine Kleine", wie er die Poldi jetzt öffentlich nannte, und er sprach diese zwei Wörter mit demselben Stolz aus, mit dem ein ganz junger Ehemann, der aus Liebe geheiratet hat, von „seiner Frau" spricht. Viktor hörte ihm übrigens immer mit dem gleichen anerkennenden und wohlwollenden Lächeln zu, nur der Sekretär Keller schien kein Verständnis für diese Art von Liebe zu besitzen, für die er, im Weiterarbeiten, lediglich ein mitleidiges Lächeln übrig hatte. Aber gerade diese zur Schau getragene Verachtung des borstigen Reichsdeutschen befriedigte Spreckelmeyer, der sich immer mehr als Wiener zu fühlen begann. „Den Philister verblüffen!" war in der Gesellschaft, in der er nun verkehrte, höchster Triumph. Darum zeigte er sich auch mit der Poldi, soviel er konnte, öffentlich.

Einmal, als er, seine Kleine am Arm, über den Kohlmarkt ging, hatte er das Glück, dem kaiserlichen Rat Hochstädter zu begegnen. Der kaiserliche Rat riß die Augen auf, genau so, wie seinerzeit Viktor, aber Spreckelmeyer, der Herrn Hochstädter sonst immer anzureden und ein Stück weit zu begleiten pflegte, grüßte diesmal stumm, ohne sich auszuhängen. An diesem Tage war er besonders gut gelaunt. Wußte er doch, daß man sich nun, spätestens in acht Tagen, in ganz Prag erzählen werde, daß er ein Verhältnis habe. Er war kompromittiert, die anständigen Familien werden ihn nicht mehr einladen, in der Prager guten Gesellschaft wird man den Stab über ihn brechen. Welch ein Triumph!

Und richtig, Hochstädters luden ihn nicht mehr ein, und der kaiserliche Rat ging, wenn er dem jungen Manne begegnete, mit einer höflichen Schwenkung seines spiegelnden Cylinders vorüber. Hingegen fand sich bald eine andere Begleitung durch die Stadt. Eines Tages nämlich, als Spreckelmeyer wieder, die Poldi am Arm, über den Kohlmarkt spazierte, kam ihnen eine vergnügt grinsende, dicke, kleine Frau entgegen, in einem Affenfrack, der einer Mantille aus

den Achtzigerjahren nicht unähnlich war, und mit einem Hut mit roten Seidenrosen und einem in der Mitte eingepflanzten falschen Reiher, der wie ein Blitzableiter zum Himmel strebte. „Jesus, die Tant'!" schrie die Poldi und stellte Spreckelmeyer vor. Die Hebamme war sehr freundlich, sehr zwanglos, und eröffnete das Gespräch mit der ebenso schmeichelhaften als taktvollen Bemerkung: „Ah! Sie sind derjenige, welcher..." Die Poldi proponierte einen kleinen Spaziergang über den Graben und die Rotenturmstraße zur Ferdinandsbrücke, wo die Tante zu tun hatte. Spreckelmeyer schlug vor, lieber über den Judenplatz und Kai zu gehen, weil es da näher sei. Aber die Damen wünschten über den Graben zu gehen. Spreckelmeyer mußte sich unterwerfen. Bleich und stumm ging der Patriziersohn an der Seite der Hebamme daher, die ihn immer wieder in ein Gespräch zu verwickeln suchte. Glücklicherweise dauerte die Sache nicht lang. Denn beim Café Schrangl fuhr ihnen ein Fiaker vor, der die Hebamme mit einem fröhlichen „Wünsch' guten Morgen, Frau Tant'!" zum Stehen brachte. Das war Poldis Bruder, seines Zeichens Fiaker „mit eigenem Zeug". Eine neuerliche Vorstellung erfolgte, der Fiaker, der aufgestanden war,

verneigte sich auf dem Bock. Die Tante stieg ein, um mit dem Neffen zur Ferdinandsbrücke zu fahren, während Spreckelmeyer mit seiner Kleinen eine andere Richtung einschlug. Seither vermied er es, mit der Poldi über den Kohlmarkt zu gehen.

Übrigens hatte die Sache noch ein Nachspiel, denn die Poldi wäre keine Frau gewesen, wenn sie seine Verlegenheit am Graben nicht bemerkt hätte. Nun machte sie ihm Vorwürfe und bedeutete ihm, daß er sich, wenn er sich ihrer Familie schäme, ja eine andere Geliebte suchen könne. Spreckelmeyer hatte Mühe, sie zu beruhigen. Er verteidigte den Beruf des Fiakers, er verteidigte auch denjenigen einer Hebamme, auf dessen ideale Seiten er hinwies. „Beide tun ihre Pflicht, beide sind nützliche Mitglieder der Gesellschaft. — Ich wäre ein eingebildeter Narr, wenn ich sie verachten würde, weil sie zufällig in einer anderen Sphäre tätig sind als ich selbst... Nein, nein, deine Familie ist meiner unbedingten Hochachtung sicher..." Die Poldi ließ sich aber nur schwer besänftigen.

Für diese kleinen Unannehmlichkeiten war Spreckelmeyer auf der anderen Seite reichlich entschädigt. Vor allem hatte er die Genugtuung, in Viktors

Kreisen allmählich ernst genommen zu werden. Seitdem es ruchbar wurde, daß er nicht mehr in anständigen Häusern verkehre und ein Verhältnis habe, kamen ihm alle mit erhöhtem Respekt entgegen. Der Viktor trug ihm das „du“ an, und als es dahin kam, wohin es kommen mußte, daß nämlich Marl Herz sich von dem leichtsinnigen Freunde ganz lossagte und mit seiner Gustel ein eigenes Absteigequartier bezog, da trat Spreckelmeyer die Erbschaft an, indem er an Marens Stelle in die Wohnungsgemeinschaft eintrat. Der Poldi verriet er allerdings nichts von dem bestehenden Kompagnieverhältnis, da er mit Recht befürchtete, sie durch eine derartige Aufklärung zu verstimmen, gab sich vielmehr in offenbar hochstaplerischer Absicht den Anschein eines Liebhabers, der sein Absteigequartier allein bezahlt.

Das Gerücht, daß Spreckelmeyer ein Lebemann geworden sei, drang allmählich in weitere Kreise. Sogar das Haupt der Wiener Bohême, der Schriftsteller Frauenthal, nahm von der Evolution des zugereisten jungen Spießers Notiz, und als er ihm einmal in Poldis Gesellschaft in einem Konzerte begegnete, zeichnete er ihn durch jenes wohlwollend anerkennende Lächeln aus, das der Meister dem

strebsamen Schüler zollt, neigte sich dann zu Rose und machte sie auf die Poldi aufmerksam, die auch sofort einer kritischen Betrachtung unterzogen wurde. Freilich die Einladung an den Tisch des Schriftstellers, die sich Spreckelmeyer erhoffte, erfolgte nicht. Er setzte sich daher so nahe als möglich, um wenigstens hie und da einen Brocken aus der Konversation des berühmten Mannes aufzufangen.

Aber der Schriftsteller, als geistreicher Causeur berühmt, konversierte mit Rose überhaupt nicht. Übellaunig und zerstreut saß er neben dem schönen Mädchen, mit gerunzelter Stirn, und obzwar Rose hübsch angezogen war, sah man ihm deutlich an, daß er sich neben der Blumenmacherin genierte, wenn Bekannte vorübergingen. Rose plapperte ein Weilchen, aber da sie nur dürre, mürrische Antworten erhielt, stand das purpurne Mundwerkchen plötzlich betrübt stille. Nun schaute sie den Geliebten an mit einem tief schmerzlichen und von unendlicher Liebe erfüllten Blick. Und je länger sie hinschaute, desto mehr bekamen ihre Augen einen eigentümlichen Glanz.

„Mir scheint, sie weint,“ sagte die Poldi.

„Aber, aber!“ sagte Spreckelmeyer. „Was fällt dir ein? Ihre Augen glänzen.“

Aber die Poldi schüttelte den Kopf. Dann nach einer Weile meinte sie:

„Armes Mädel!“

Dann stand sie plötzlich zornig auf:

„Komm, gehen wir nach Hause.“

Spreckelmeyer hätte zwar noch ganz gerne einige Musiknummern angehört und den Schriftsteller bescheiden beobachtet, allein gut erzogen, gewohnt, auf den Wink zu folgen, stand er auf, lief der Poldi in die Garderobe nach, hängte sich dann in sie ein und trat mit ihr den Heimweg an. Das Gespräch drehte sich selbstverständlich um den Schriftsteller, denn Spreckelmeyer liebte es, mit seinen Bekanntschaften in der Bohême zu prahlen.

„Er ist ein schlechter Kerl!“ sagte die Poldi.

„Warum?“

„Weil er sie nicht heirat't.“

„Erlaube,“ sagte Spreckelmeyer, dem dieser Standpunkt völlig neu war, „da wären wir ja alle schlechte Kerle!“

„Seid's ihr auch!“ sagte die Poldi und befreite sich unwillig von seinem Arm.

Spreckelmeyer lächelte mitleidig und dachte an Maxl Herz. Von ihm wenigstens hätte die Poldi nicht sagen können, daß er ein schlechter Kerl sei, denn, seitdem er sich von Viktor losgesagt und ein eigenes Absteigquartier bezogen hatte, gewann das Gerücht immer mehr an Boden, daß er seine Gustel heiraten werde. Schon wußten alle, daß dies das Ende sein würde, mit Ausnahme von ihm selbst. Auch Spreckelmeyer konnte es nicht recht glauben. So oft man davon sprach, schüttelte er den Kopf und sagte:

„Merkwürdig!... Merkwürdig!...“

Wenige Tage nach dieser Begegnung mußte Spreckelmeyer zu seiner Betrübnis erfahren, daß der Schriftsteller mit Rose nach Venedig gefahren sei. Das war ihm unangenehm. Denn, wenn er ein Verhältnis angefangen hatte, so war es zum guten Teil geschehen, weil er sich der Hoffnung hingegeben hatte, mit seinem Mädel auf den Empfangsabenden des Schriftstellers glänzen zu können. Nun er ein Mädel hatte, hörten diese Empfangsabende plötzlich auf, ohne daß es ihm gelungen wäre, die Poldi dort einzuführen. Die Poldi freilich machte sich wenig daraus, versicherte vielmehr, sie wäre ohnehin nicht

hingegangen; für Spreckelmeyer aber bedeutete es eine vernichtete Hoffnung.

Er konnte sich einen Erfolg eben nicht anders vorstellen, als in der Gesellschaft. Und da ihm die gute nunmehr verschlossen war, hoffte er sich wenigstens in derjenigen seiner leichtlebigen Freunde schadlos zu halten. Er hatte von heiteren Künstlersoiréen geträumt, von nächtlichen Wagenfahrten in den Prater, von Maskenbällen in Malerateliers, auf denen man mit seiner Geliebten erschien, wie anderwärts mit seiner Frau. Aber diese zwanglosen Abende, Ausfahrten und Bälle kamen nie zustande. Ja, nicht einmal

die Ausflüge zu sechst, mit Viktor und Maxl Herz, auf die er so sicher gerechnet hatte, kamen zustande. Denn seitdem die Gustel die Olly für eine gemeine Person erklärt hatte, flog Maxl Herz mit seiner Gefährtin nur noch allein aus. Und was Viktor betraf, so konnte auch er nicht, wie er wollte, denn seine Olly war seit einem halben Jahr verlobt, und zwar mit einem anderen, so daß sie sich ihrem Freunde nur noch einmal in der Woche widmen konnte, und auch da nur kurze Zeit, auf einen Raub und in aller Heimlichkeit.

So war denn Spreckelmeyer gezwungen, seine

Ausflüge gleichfalls allein zu machen und die erträumten geselligen Abende unter vier Augen abzumachen. Er tat dies mit derselben Pünktlichkeit und Verläßlichkeit, mit der er früher Gesellschaften besucht und Diners absolviert hatte. Er war der pünktlichste, gewissenhafteste und verläßlichste Liebhaber, den man sich denken kann. Ein geborener Philister und Pedant, blieb er es natürlich auch als Bohemien und benahm sich als Liebhaber nicht anders, als er sich als Gatte benommen haben würde.

Er holte die Poldi jeden Tag Schlag sieben Uhr vom Geschäfte ab und begleitete sie entweder nach Hause, oder speiste in ihrer Gesellschaft. Am Montag, Mittwoch und Freitag, sowie jeden zweiten Sonntag nachtmahlte er mit ihr, blieb bis elf Uhr mit ihr zusammen und geleitete sie dann regelmäßig wieder nach Hause, was keine Kleinigkeit war, wenn man bedenkt, daß das Absteigequartier in der inneren Stadt lag, die Poldi in Fünfhaus und Spreckelmeyer im neunten Bezirk wohnte. Am Sonntag Vormittag endlich machte man einen gemeinschaftlichen Ausflug.

So verging der Frühling und ein Teil des Sommers. Anfangs Juli jedoch fühlte Spreckelmeyer

das Bedürfnis nach einer kleinen Erholung, erbat sich und erhielt einen vierzehntägigen Urlaub, den er in Ischl bei Verwandten zu verbringen gedachte. Die Poldi ließ ihn nur ungern fort. Überhaupt war sie in der letzten Zeit sehr zärtlich geworden, zärtlicher als es Spreckelmeyer lieb war.

6.

In Ischl wurde Spreckelmeyer durch Herrn Keller, der gleichzeitig auf Urlaub gegangen war, einem gewissen Fräulein Wally vorgestellt, der Tochter eines Verwaltungsrates, die dem Prager auf den ersten Blick gut und später noch besser gefiel. Denn sie war nicht nur hübsch, jung und munter, sondern auch unterrichtet, klug, einfach und gutmütig.

Sie trug feine, zartgemusterte Blusen, die viel besser aussahen, als die Blusen der Poldi, ob sie gleich nur die Hälfte kosteten, sie sprach französisch und spielte Tennis, Kenntnisse, die der armen Poldi fehlten. Auch konnte man mit ihr über andere Dinge reden als über die Liebe und Kleider, man sprach von Büchern, vom Theater, sie war in allem au fait und setzte es auch bei Leuten, mit denen sie verkehrte, voraus. In den ersten Tagen fragte sie Spreckelmeyer manchmal: „Haben Sie das gelesen? Waren Sie bei diesem Stück?“ und Spreckelmeyer mußte

dann beinahe immer „Nein“ sagen, denn er hatte im letzten Jahre soviel wie gar nichts gelesen und nur die Vorstadttheater und Variétés besucht. Nun trachtete er die versäumte Lektüre nachzuholen, und in Ischl sah man ihn allenthalben mit Büchern unterm Arm umherstreifen. Und zwar waren das immer diejenigen Bücher, die Fräulein Wally im Gespräch erwähnt hatte. Sie bemerkte es und lächelte gütig.

Sie konnte ihn bemuttern, deshalb zog sie ihn dem borstigen Keller, dem „deutschen Bruder,“ wie sie sagte, vor. Wie sie in wenigen Tagen seine Lektüre beeinflußte, so modifizierte sie auch sein Benehmen, seine Toilette. Er kam zum Beispiel mit einer unmöglichen Krawatte zum Konzerte, sie schaute ihn bloß an, zog ein ganz klein wenig die Augenbrauen hoch, Spreckelmeyer ging hin und kaufte eine andere.

Sie hatte gesunde, vernünftige Ansichten über alles, gleichgültig, ob die Frage ein Buch, ein Bild, einen Menschen oder irgend eine Kleinigkeit betraf. Man sprach zum Beispiel von der englischen Barttracht, und sie wandte sich an Spreckelmeyer mit der Bemerkung: „Warum tragen Sie keinen Schnurr-

bart? Sie haben kein Gesicht für diese englische Tracht. Die paßt nur für sehr schlanke Herren, die einen schwachen Bartwuchs haben." Natürlich ließ Spreckelmeyer sich nicht mehr rasieren.

Von Keller sagte sie zu Spreckelmeyer: Er ist ein schrecklich viereckiger Mensch. Er hat eine viereckige Stirn, einen viereckigen Bart, viereckige Schultern. Auch seine Seele ist viereckig...."

Und ein andermal: „Der ist zum Ehemann geboren, aber als Bräutigam kann ich mir ihn nicht vorstellen. Er macht einem mit Stirnrunzeln und Grobheiten den Hof."

Und von Spreckelmeyer äußerte sie sich zu seinem Rivalen Keller:

„Er ist ein anständiger und netter Mensch. Aber er verkehrt jedenfalls nicht in der richtigen Gesellschaft."

Der Verwaltungsrat, ein unbedeutender Mensch, aber angenehm und freundlich, und seine Frau, eine sehr kluge und feine Dame, luden Spreckelmeyer manchmal ein, mit ihnen zu speisen. Dann saß er Wally gegenüber und schaute ihr beim Essen zu. Da saß sie, ohne Ziererei, ohne Steifheit, kerzengerade aufrecht, ohne mit den Armen den Tisch zu

berühren, handhabte Messer und Gabel aufs zierlichste in den feinen Händen, führte die kleinen Bissen zum Munde, ohne ihnen entgegen zu kommen, und plauderte, als täte sie sonst nichts. Spreckelmeyer mußte an die Poldi denken, die sich beim Essen über den Teller beugte, die Arme aufgestützt mit Messer und Gabel fuchtelte, sich verschluckte und dann hustete, bis sie rot und blau wurde.

Nach dem Essen sang Wally mit ihrer kleinen aber angenehmen Stimme oder trug irgend etwas am Klaviere vor. Und Spreckelmeyer schaute ihren feinen Fingerchen zu, wie sie zierlich über die schwarzen und weißen Tasten huschten und dachte dabei an die ordinären Hände seiner Poldi. Und wenn Fräulein Wally Tennis spielte, im halblangen Röckchen, so wurden die reizendsten Füßchen und zierlichsten Knöchel sichtbar. Und wieder mußte Spreckelmeyer an seine Kleine denken, an ihre derben Füße und dicken Knöchel.

Aber wenn er von den Spaziergängen in Wallys Gesellschaft nach Hause kam, fand er gewöhnlich ein giftgrünes Briefchen seiner Kleinen vor, das von orthographischen Fehlern und allerlei Torheiten strotzte. Aber ob er sich gleich dieser ungeschickten Briefe ganz im geheimen schämte, war er doch zu

gutmütig und zu gewissenhaft, als daß er auch nur einen einzigen unbeantwortet gelassen hätte.

Es war vielleicht ein Glück für die Poldi, daß Spreckelmeyers Urlaub so bald zu Ende ging; und daß er nach Hause mußte, ehe eine entscheidende Annäherung an Fräulein Wally erfolgen konnte. Immerhin durfte er ihr beim Abschied die Hand küssen. Auch versprach sie, ihn, wenn sie Ende Oktober nach Wien zurückkehren würde, zu ihrer Tennispartie einzuladen. Dabei schaute sie ihn mit ihren schönen Augen heiter und zuversichtlich an, und Spreckelmeyer empfand, daß sie ihm gut sei.

Nun fuhr er zu seiner Poldi zurück und dachte dabei fortwährend an Fräulein Wally, vergegenwärtigte sich immer wieder die unschuldigen und schönen Stunden, die er mit ihr verbringen durfte. Aber in Wien am Bahnhof wurde er urplötzlich aus seinem Traum gerissen. Ein Fiaker grüßte ihn kameradschaftlich vom Bock und fragte vertraulich:

„Fahren S' mit mir, Herr Doktor?"

„Ich danke," sagte Spreckelmeyer verstimmt. „Ich fahr' mit der Elektrischen" und entfernte sich, während Poldis Bruder dem sparsamen Lebemann verächtlich nachschaute.

7.

Was Spreckelmeyer nach seiner Rückkunft in Wien Neues erfuhr, war auch nicht dazu angetan, die Bedenken zu vernichten, die in ihm zu keimen begannen. Zunächst hatte es einen großen Skandal im Absteigequartier gesetzt, wo Viktor Krämer, als er wieder einmal mit Olly dort erschien, von dem Verlobten seiner Geliebten überfallen wurde. Dieser, ein rabiater Mensch ohne feinere gesellschaftliche Bildung, hatte sich den Schlüssel zu dem Quartier zu verschaffen gewußt und erwartete eines Abends das Pärchen, das sorglos zwitschernd in die Falle ging. Viktor zündete eben Licht an, den Cylinder noch auf dem Kopfe, die Cigarette im Mundwinkel, als der Verlobte auf ihn losstürzte, den erstaunten Liebhaber erst ohrfeigte und dann aus seiner eigenen Wohnung hinauswarf. Die Olly erhob ein Geschrei, die Hausbewohner eilten auf die Gänge und sahen einen eleganten Herrn mit zerbeultem Cylinder und

eine verschleierte junge Dame über die Treppe flüchten. Ein minder eleganter, aber dafür sehr kräftig gebauter Herr folgte den Beiden, erregt einen Stock schwingend. Nun hätte ja Viktor die Sache vor Gericht bringen und die Bestrafung des wütenden Bräutigams erwirken können. Er verzichtete darauf und begnügte sich, den Mann zu fordern. Dieser hinwiederum verzichtete darauf, sich zu schlagen, und warf die beiden Kartellträger Viktors hinaus, indem er gleichzeitig mit der Anzeige wegen Herausforderung zum Duell drohte. Er war einer jener unangenehmen Patrone, bei denen die geschicktesten Sekundanten nichts auszurichten vermögen, sintemalen da Drohungen nichts verfingen, und man, wenn man ihn auf der Gasse überfallen hätte, ganz sicher gewesen wäre, geprügelt zu werden. So beschloß Viktor schließlich, ihn laufen zu lassen. Aber die Sache kam heraus, und der schöne Viktor verlor seine Charge als Reserveoffizier, was sehr unangenehm für ihn war, da er seine schönsten Erfolge immer in Uniform errungen hatte.

Noch schlimmer war es Marl Herz ergangen, der im Juli seine Gustel Knall und Fall geheiratet hatte. Nun sie seine Frau war, wollte er aus dem

Mädel durchaus eine Dame machen, ließ sie im Französischen und Klavierspiele unterrichten, quälte sich und sie mit Grammatik, Literatur und Kunstgeschichte ab, und erreichte damit nur, daß sie ihre schöne Lustigkeit verlor, das Beste, was an ihr war. Im übrigen ging, stand und sprach sie, kleidete und frisierte sie sich genau so wie früher, blieb auch als Frau, selbst als Mutter das Mädel, das sie gewesen. Was sie aber sehr bald lernte und ohne Unterweisung, war, schöne und teure Kleider zu tragen und viel Geld auszugeben, so daß Karl Herz, der nicht reich war, bald gezwungen war, seine wenig einträgliche Stellung im Rechtsbureau aufzugeben und sich einem anderen Erwerb zu widmen, wobei er aber nur wenig Glück hatte, so daß er schließlich als Versicherungsagent endete.

Ende September brachte eine zweite überraschende Neuigkeit für Spreckelmeyer und die anderen jungen Lebemänner. Rudolf Frauenthal, das Haupt der Wiener Bohême, der abgesagte Feind der guten Gesellschaft, der passionierte Entdecker des Vorstadtmädels, der an allem Schuld war, verheiratete sich in aller Stille mit einer Marquise, einer jungen und schönen Marquise noch dazu. Nun fuhr er im Wagen, lebet

in großem Stil und verkehrte fast ausschließlich in aristokratischer Gesellschaft, ohne im übrigen seine Produktion einzustellen. Sogar der Standpunkt, von dem aus er die Welt beschrieb, blieb derselbe, nur die Richtung änderte sich: Während er bislang die schlechte Gesellschaft verteidigt hatte, wodurch er sich in der Literatur einen Namen gemacht, griff er nunmehr die gute Gesellschaft an und machte sich so in dieser unentbehrlich. Denn die Gesellschaft liebt diejenigen, die sie verspotten, und haßt nur diejenigen, die gleichgültig an ihr vorübergehen. So machte Frauenthal seinen Weg, und die reizende Rose machte ihn gleichfalls. Viktor wollte sie übernehmen, allein sie wollte nicht. Nach einem mißglückten Selbstmordversuch, der in den Zeitungen vertuscht wurde, trat sie wieder in die Blumenhandlung ein, hielt es aber in kümmerlichen Verhältnissen nicht mehr aus, ging zum Theater und endete als Choristin.

Spreckelmeyer, der von dem Selbstmord erfahren hatte, ward es angst und bange. „Wie?“ dachte er, „wenn das das Schicksal eines Lebemannes ist, daß er zum Mörder wird oder heiratet oder geohrfeigt wird, dann bin ich doch lieber ein Philister. Mehr kann mir dabei auch nicht geschehen. Schließlich kann

man auch in der guten Gesellschaft heiraten, und geohrfeigt kann man in den exklusivsten Kreisen werden..." Nein, nein, diese Perspektiven passen ihm nicht.

Und noch Verschiedenes paßte ihm nicht. Zunächst, daß seine Beziehungen zu Poldi gerade jetzt, wo er sie langsam zu lösen gedachte, immer enger, immer beengender wurden. Es war wie eine Schlinge, die sich, je mehr man daran zerrt, desto fester zusammenzieht. Und er staunte über dieses unheimliche Zusammenziehen, das sich gegen seinen Willen, ohne sein Zutun, rein automatisch vollzog. Mit dem Wohnungswechsel fing es an. Eines Tages entdeckte die Poldi im Absteigequartier ein Paar wundernetter Frauenstiefelchen, offenbar Schuhe von Fräulein Olly. Die Poldi war um so empörter über diesen Fund, als die Schuhe um ein paar Nummern kleiner waren als ihre eigenen, und in der Meinung, daß ihr Liebhaber sie mit einer Frau betrüge, die einen kleineren Fuß habe als sie, machte sie Spreckelmeyer eine fürchterliche Szene. Es blieb dem Ärmsten nichts übrig als die Wahrheit zu gestehen und das Geheimnis der Wohnungsgemeinschaft mit Viktor Krämer preiszugeben. Das beruhigte die Poldi zwar,

aber zugleich verletzte diese Kompagnie ihr Anstandsgefühl, und sie verlangte immer dringlicher, daß Spreckelmeyer ein eigenes Absteigequartier miete. Der große Skandal mit Ollys Bräutigam schlug dem Faß vollends den Boden aus, Poldi erklärte, keinen Fuß mehr über die Schwelle dieses Hauses zu setzen, und Spreckelmeyer blieb nichts übrig, als Maxens Beispiel zu folgen, sich von Viktor loszusagen und eine eigene Wohnung zu mieten.

Aber das war noch nicht alles. Kaum hatte Spreckelmeyer das neue Quartier nach langem Suchen glücklich gefunden, als die Poldi eines Tages mit Tränen in den Augen zum Rendezvous kam und rundweg erklärte, sie gehe ins Wasser. Spreckelmeyer, der an Rose denken mußte, erschrak tödlich und beschwor sie, ihm den Grund ihrer Verzweiflung zu verraten. Und er war förmlich froh, als schließlich herauskam, daß Poldis Tante ihre Beziehungen zu Spreckelmeyer entdeckt und ihr das Haus verboten habe. „Wenn's weiter nichts ist," sagte Spreckelmeyer, „das ist kein Malheur. Ich werd' dir einfach eine Wohnung mieten. Wenigstens muß ich am Abend nicht immer nach Fünfhaus hinausrennen."

Dies war in der Tat ein Vorteil, aber auch

der einzige. Im übrigen war die Einrichtung der neuen Wohnung mit einem großen Aufwand an Geld und Ärger verbunden. Wenn Spreckelmeyer ein Mädchen aus seinen Kreisen heimgeführt hätte, so hätte ihm wahrscheinlich seine Schwiegermama das Nest wattiert, und Mama wäre aus Prag gekommen und hätte geholfen. So aber mußte er alles allein besorgen. Und da er ebenso wie auch die Poldi von der Einrichtung einer Wohnung so gut wie nichts verstand, so wurden sie selbstverständlich von allen Lieferanten betrogen, abgesehen davon, daß sie schon mit Rücksicht auf die Illegitimität ihrer Beziehungen, die sie ängstlich geheim zu halten bemüht waren, höhere Preise zahlen mußten. Der Möbelhändler zum Beispiel, bei dem sie die Schlafzimmereinrichtung kauften, und der auf den ersten Blick wußte, woran er war, tat der Poldi den Gefallen, sie „gnädige Frau“ zu titulieren; dafür verlangte er für die Einrichtung um fünfzig Gulden mehr. Und so machten es mehr oder weniger alle. Das Resultat war: Eine schlechte Einrichtung für teures Geld. Es war ein Sinnbild des ganzen Verhältnisses.

Das Schönste an der Sache aber war, daß

Spreckelmeyer, als die Wohnung endlich eingerichtet war, dieselbe kaum betreten durfte. Wenn er die Poldi besuchen wollte, so empfing ihn diese angstvoll an der Türe; und er hatte noch nicht den Rock abgelegt, als sie ihn schon zu beschwören anfing, doch wieder weg zu gehen, „weil die Hausmeisterin sonst reden würde.“ Spreckelmeyer war wütend. Aber da half kein Wüten. „Ich bin doch ein anständiges Mädel!“ sagte die Poldi, und Spreckelmeyer sah das schließlich ein. Er sah ein, daß es eine Gewissenlosigkeit von ihm wäre, sie in ihrer Wohnung zu besuchen, und verzichtete darauf. Aber auch zu ihm konnte sie nicht kommen, seines Hausmeisters wegen. Am Ende verfiel er auf einen Ausweg: Er mietete wieder das Absteigequartier, das er im Sommer benützt hatte. Damit war auch die Poldi einverstanden. So hatte er im Handumdrehen drei Wohnungen: Eine für sich, eine für die Poldi und eine gemeinsame. Das war nicht bequem, aber kostspielig, und der Diamantring wanderte ins Versatzamt.

Trotz dieser weitgehenden Fürsorglichkeit, die er entwickelte, war die Poldi nicht zufrieden. Sie fühlte sich entwurzelt, seitdem sie Fünfhaus verlassen hatte, und sie war in ihrer eigenen, wie in der Achtung

der anderen Leute gesunken. Die Hebamme verweigerte der Sünderin den Gruß, wenn sie ihr wo begegnete, und Bruder Valentin auf dem Bock grüßte sie und Spreckelmeyer, als er den beiden einmal über den Weg fuhr, in einer Weise, daß es viel eher eine Ehrenbeleidigung als ein Gruß war. Nun mußte sich Spreckelmeyer von seiner Geliebten bei jeder Gelegenheit vorwerfen lassen, daß er sie mit ihrer Familie entzweit habe und der Schande preisgebe. Beständig befand sie sich auf der Flucht vor dem bösen Gerede, und mit einer Empfindlichkeit, die sich von Tag zu Tag steigerte, sah sie sich allenthalben von spöttischen Blicken gemustert, sah die Leute die Achseln zucken, wo dies gar nicht der Fall war, und argwöhnte hinter ganz unschuldigen Redensarten bösartige Anspielungen auf ihren sündhaften Lebenswandel. Sie fing an sehr fromm zu werden, ging täglich zur Kirche und beichtete regelmäßig. Am liebsten hätte sie einen völlig tugendhaften Lebenswandel geführt, und nur widerwillig gab sie sich den unumgänglichen Umarmungen hin. Und wenn sie sich wirklich einmal vergaß, so kniete sie flugs hin und betete ein Vaterunser. Dann setzte sie dem armen Spreckelmeyer zu, er solle sie heiraten. Und wenn

er davon nichts wissen wollte, so sagte sie „Gott wird dich strafen“ — nichts weiter.

Eines Tages, als sie wieder einmal der Kellner im Separée mit „Fräulein“ ansprach, fing sie zu weinen an, und am nächsten Tag erklärte sie Spreckelmeyer, daß er unbedingt für sich und sie zwei Eheringe kaufen müsse, sonst könne sie sich nirgends mehr mit ihm zeigen. „Ich bitt' dich,“ sagte sie, „die Kellner schauen einen so an...“

Spreckelmeyer war bestürzt. Er, der den Zwängen der guten Gesellschaft hatte entgehen wollen, geriet nun in die Fänge der schlechten. Eine Hausmeisterin, ein Kellner, ein Fiaker griffen bestimmend in sein Leben ein. Und das nennt man „freie Liebe!“ dachte er. „Welche Ironie!“

Gewiß, die gute Gesellschaft taugte nichts, aber die schlechte war jedenfalls auch nicht besser. Das sah er jetzt allmählich ein.

Dennoch kaufte er, da er ein weicher nachgiebiger Charakter war, wenige Tage später zwei schöne Eheringe für sich und die Poldi. Aber zugleich faßte er den endgültigen Entschluß, der Sache ein Ende zu machen und mit der Poldi zu brechen, zumal auch der Zeitpunkt heranrückte, wo Fräulein

Wally nach Wien zurückkehren würde, und er in diesem Zeitpunkt frei sein wollte.

Vergnügt über diesen seinen festen Vorsatz steckte er am selben Abend der Poldi den Ring an den Finger. Diese schaute ihm mit leuchtenden Augen zu, warf dann beide Arme um sein Genick wie eine Schlinge und küßte ihn stürmisch. Spreckelmeyer machte sich los.

„Aber ich bitt' dich," sagte er, „wegen der Kleinigkeit..."

8.

Spreckelmeyer hatte nie ein Verhältnis gehabt, wußte daher auch nicht, wie man ein Verhältnis löst. Desto besser wußte das Viktor, und in guten Stunden hatte er dem Freunde das Rezept verraten, nach dem dieser nun vorzugehen gedachte. Viktor war, wie es sein Beruf mit sich brachte, ein Meister im Brechen. Er hatte sich eine Methode zurechtgelegt, die ihm jede Aufregung ersparte. Sowie es soweit war, fuhr er mit der Betreffenden, mit der er gerade brechen wollte, irgendwohin aufs Land, amüsierte sich ein letztesmal mit ihr und trank ein letztesmal an ihrer Seite Kaffee. Aber daß dieser Kaffee der letzte sei, das wußte vorläufig nur er, und so schlürfte er, als richtiger Lebenskünstler, der aus allen Blüten den Honig zu saugen versteht, zugleich mit dem letzten Kaffee auch die Melancholie der letzten Jause. Und erst auf dem Heimweg, möglichst nah ihrer Wohnung, am liebsten unter dem Haustor, nachdem bereits

geläutet worden, macht er ein rasches und energisches Ende. Er sagt ihr einfach, daß es aus sei, aus für immer, und wenn sie es nicht glauben will, so wiederholt er es der Deutlichkeit halber. Gründe gibt er überhaupt nicht an, darauf läßt er sich nicht ein. Höchstens sagt er ihr, wenn sie zudringlich wird, daß er eine Herrennatur sei, tue, was er wolle, und daß er sie nicht mehr möge. Und wenn ihr auch das nicht genügt, so läßt er sie einfach stehen, auf der Straße, unter dem Haustor, oder wo es gerade ist, und geht pfeifend seines Weges.

73

Spreckelmeyer gedachte es ebenso zu machen. Von Mitte September angefangen bis Ende Oktober machte er fortwährend mit seiner Kleinen Ausflüge in die Umgebung von Wien, und jedesmal nahm er sich vor, daß dieser Ausflug der letzte sein sollte. Aber es war immer nur der vorletzte, denn, so viele Kaffees er auch trinken mochte, er fand niemals den Mut, der Poldi zu sagen, daß es aus sei. Schon kannte er die Umgebung von Wien wie seine Westentasche, und noch immer wußte sie nicht, daß er eine Herrennatur sei.

Da erhielt er eines Tages einen Brief von Fräulein Wally, die Ende Oktober mit ihrer Familie

von Reisen heimgekehrt war, und in dem sie ihn für den übernächsten Tag zur Tennispartie bestellte. Nun wußte Spreckelmeyer, was er zu tun habe. Sofort verabredete er mit der Poldi für den nächsten Tag einen Ausflug auf den Kahlenberg. Die Poldi war natürlich einverstanden.

Der folgende Tag war einer jener geschenkten Spätherbsttage, die sich aus dem Mai in den November verirrt zu haben scheinen, einer jener köstlichen und traurigen Tage, an denen die schöne Jahreszeit ein letztesmal in all ihrer Pracht und Glut erscheint und mit schmerzlichem Lächeln Abschied nimmt, eh sie für immer entschwindet.

Spreckelmeyer war denn auch melancholisch und wortkarg. Schon während sie hinauffuhren, dachte er fortwährend an dasjenige, was später, beim Hinunterfahren, geschehen mußte, und dieser Gedanke verdarb ihm den schwermütigen Zauber des wundervollen Tages.

Die rundliche Poldi spürte nichts von der sie umgebenden Melancholie; sie war ausgelassen lustig, sprang wie ein Hase in den Feldern und Wiesen umher, wollte durchaus Fangen spielen und steckte sich Blumen ins Haar. Plötzlich begann sie zu singen:

„In der Laube von Jasmin
Soll uns unser Glück erblühn ...“

Aber es war keine Laube zur Stelle, und der Jasmin war lange verblüht.

Das Lied schnitt Spreckelmeyer tief ins Herz.

Gegen Abend fuhren sie zurück.

Sie saßen ganz allein im Coupé eines Zuges, der heute zum letztenmal verkehrte. Draußen lagen im tiefen Herbstfrieden die kahlen Felder und sanften Wiesen, die braunen Rebgärten und farbigen Wälder und zogen in dem letzten Schimmern des schönen Tages lautlos und traurig vorüber. Und die scheidende Sonne im purpurnen Wolkengewande warf, eh sie schied, der Poldi einen goldenen Mantel um die Schultern und zauberte ihr ein Goldkrönlein ins glänzende Haar, so daß das arme Mädchen aussah wie eine Prinzessin.

Als richtige Wienerin wurde sie, die eben noch ausgelassen lustig gewesen, plötzlich melancholisch, träumerisch, lehnte den Kopf an Spreckelmeyers Schulter und drückte seine Hand mit zärtlich zuckenden Fingern.

Ihm wurde butterweich im Gemüt, am liebsten hätte er weinen mögen. Jetzt sollte er brechen und

warum? Fräulein Wally war hübsch, gewiß! Aber die Poldi war ja auch hübsch, sehr hübsch sogar in ihrem goldenen Mantel. Und wenn sie keine so feine Seidenblusen trug wie das Mädchen aus gutem Hause, wer hinderte ihn daran, ihr solche zu kaufen? Und wenn sie nicht Lawn-Tennis spielte, wer hielt ihn ab, es sie zu lehren? Und die Bildung? Was beweist die Bildung? Sie beweist, daß man wohlhabende Eltern gehabt hat. Und die gesellschaftliche Achtung? Nun, die ist ja auch nur eine Frage des jährlichen Einkommens. Die Poldi hat eben kein Geld und keine wohlhabenden Eltern, das ist nicht ihre Schuld. Aber dafür hatte sie ihn lieb, viel lieber vielleicht, als die feine und wohlerzogene Wally....
Er kämpfte diese Versuchungen allesamt energisch nieder. Jetzt oder nie! Er kannte sich: Wenn er heute nicht brach, so würde er dazu niemals imstande sein. Und es wäre doch wahrlich zu dumm, wenn er hängen bleiben sollte wie der bornierte Max! Nein! Nein, das durfte, das konnte gar nicht sein. Und nun wiederholte er bei sich in einemfort im Rhythmus der rollenden Räder des Zuges: „Ich breche...ich breche...ich breche..." so lange, bis er davon überzeugt war.

Indessen auf der Bahn brach er noch nicht, auch auf der Dampftramway nicht und auf der Elektrischen wieder nicht. Schon näherten sie sich ihrer Wohnung, als er ihr plötzlich den Vorschlag machte, umzukehren und im Restaurant zu speisen. Sie taten es, aber auch im Restaurant brach er nicht. Dann begleitete er sie neuerdings nach Hause und wiederholte sich neuerdings: Ich breche... Aber er sagte es ganz leise, nur innerlich...

„Gehen wir langsamer," sagte er, „der Abend ist schön..."

Endlich, als sie bereits geläutet hatte, überkam ihn eine Art von Verzweiflung und er sagte heiser:

„Adieu!..."

„Kommst nicht zu mir hinauf?" fragte die Poldi.

„Nein. Ich — ich komm überhaupt nie mehr!"

„Was heißt das?"

„Das heißt, daß es aus ist. Daß ich dich nicht mehr mag!... Daß ich eine Herrennatur bin... Daß ich heiraten will..."

Weiter kam er nicht.

Ein Funkenregen ging vor seinen Augen nieder, wie wenn eine große Rakete in seiner unmittelbaren

Nähe geplatzt wäre... Und das Schallgeräusch war auch ganz ähnlich. Und ein vorüberschlendernder Wachmann lachte so kurios, wie jemand lacht, der unfreiwilliger Zeuge einer ganz intimen Familienscene ist. Aber die Poldi lachte nicht. Sie stand da, gestreckt wie ein Panther, mit flammenden Augen und geballter Faust, wie er sie noch nie gesehen...

Spreckelmeyer war eine so furchtbar weiche Natur, und vor allem konnte er es nicht mitansehen, wenn jemand sich seinetwegen aufregte. Sofort dachte er: Eigentlich hat sie ja recht...

Was war da zu tun?

Er verzog, rasch entschlossen, seine brennenden Wangen, wie jemand tut, der um jeden Preis lachen will. Und dann lachte er wirklich. Es war dies das vergnügliche Lachen eines Menschen, dem ein sehr guter Spaß gelungen ist und der sich darüber freut.

„Bist mir richtig hereing'fallen!" jubelte er. „Bist mir richtig hereingefallen... Ich hab'... haha!... Ich hab' ja nur einen Witz gemacht!"

„Ein Witz, ah so!" sagte die Poldi und nach einer Pause, mit der entsprechenden Bewegung ihrer rechten Hand: „Na, dann war das eben auch nur ein Witz!"

Der Hausmeister öffnete und sie zog den fröhlichen Begleiter mit sich...

Am nächsten Morgen fehlte Spreckelmeyer bei der Tennispartie des Fräulein Wally. So war diese gezwungen, mit Keller, der erschienen war, zu singeln.

9.

Spreckelmeyer entschuldigte sich nicht, so lud ihn auch Wally nicht mehr ein. Einmal begegnete er ihr am Graben. Fräulein Wally grüßte freundlich, aber Spreckelmeyer, im Bewußtsein seiner Schuld, die er für irreparabel hielt, ging an ihr vorüber. Bedauernd schaute sie ihm nach und nickte. Sie war ihm gut gewesen.

Im Frühjahr verlobte sie sich mit dem Sekretär, der ihr seit Jahren mit norddeutscher Zähigkeit den Hof machte, bis er ihr, der ihr von Haus aus unausstehlich gewesen, langsam gleichgültig und schließlich sympathisch, ja lieb wurde.

Diese Verlobung war kein Schlag für Spreckelmeyer, aber sie stimmte ihn traurig. Demungeachtet brachte er's übers Herz, zu Keller zu gehen und ihm vom Herzen Glück zu wünschen: Er kenne Fräulein Wally und verehre sie, Herr Keller hätte keine bessere Wahl treffen können. Dieser hörte ruhig zu mit dem freudestrahlenden Gesicht, das er seit der Verlobung

zur Schau trug. Dann, als Spreckelmeyer mit seinen Ausführungen zu Ende war, ergriff er die Hände des kleinen Pragers und schüttelte sie herzhaft. Von dieser Stunde an kamen die beiden Männer einander näher. Zwar vermied es Keller sorgfältig, mit Spreckelmeyer über dessen Privatverhältnisse zu reden, als kennte er sie gar nicht, aber Spreckelmeyer fühlte dennoch — oder vielleicht ebendarum —, daß ihm der andere wohlwolle. Und er begann seinerseits — zunächst freilich ohne seine Bewunderung für Viktor Krämer aufzugeben — die Ordentlichkeit des tüchtigen Deutschen zu schätzen. „Er ist kein Lebemann,“ pflegte er um diese Zeit zu sagen. „Nun, mein Gott, es kann nicht lauter Lebemänner geben!“

Er selbst setzte seine Beziehungen zu Poldi fort, freudlos, wie wenn er bereits mit ihr verheiratet gewesen wäre. Doch hütete er sich sorgfältig dies zu tun, so sehr ihn auch die Poldi in dieser Hinsicht bedrängte. Denn in der jämmerlichen Situation, in der er sich befand, war es sein einziger Trost, daß er, da er ein illegitimes Verhältnis unterhielt, für einen Lebemann galt. Die Poldi heiraten hieße dieses Prestige aufgeben. Darum, nicht aus Charakterstärke, hielt er ihr stand.

Aber eines Tages erfuhren Spreckelmeyers Ansichten eine neuerliche erhebliche Wandlung. Das kam so:

Einmal ging er in Begleitung des jungverheirateten Keller über den Franzensring, als ein Herr ihren Weg kreuzte, den der Sekretär höflich grüßte. Spreckelmeyer schaute dem Herrn nach. Es war ein hoher, schlanker Fünfziger, schwarz gekleidet, der den rechten Arm in einer Schlinge trug, während er in der herabhängenden Linken eine langgestielte rote Rose hielt, die, während er gravitätisch vorüberstorchte, langsam auf und nieder bebte. Eine feine Trauer kam in seiner Haltung, dem müden Blick und dem länglichen, etwas bleichen Gesicht zum Ausdruck, in das ein langjähriges Leiden oder eine schwere Liebe die Linie des Kummers eingraviert hatte.

„Wer war das?“ fragte Spreckelmeyer.

„Branitz! Ein alter Freund von mir — ein Lebemann.“

„Ein Lebemann?“ Spreckelmeyer interessierte sich für ihn.

Keller lachte:

„Ein Lebemann, jawohl! Worüber staunen Sie? Es hat eben auch schon vor fünfundzwanzig

Jahren Lebemänner gegeben — vielleicht sogar *nur* damals ..."

„Wie meinen Sie das?"

Der Sekretär erklärte sich näher:

„Es frägt sich eben, was Sie unter einem Lebemann verstehen. Die jungen Herren, die sich heute diesen Titel anmaßen, verdienen ihn nicht immer. Nehmen Sie zum Beispiel unseren Kollegen Viktor Krämer. Sie halten ihn wohl für einen Lebemann, er hält sich selbst dafür. Aber er ist keiner."

„Und Herr Branitz ist einer?"

„Ja."

„Was nennen *Sie* einen Lebemann?"

Keller antwortete etwas didaktisch:

„Einmal nur denjenigen, der sein Glück bei *Frauen* sucht. Denn bei den anderen hat ja jeder Mann Glück. Ich kenne mehr als einen, der sich einbildet Glück bei Frauen zu haben, indes er zeitlebens nur Glück bei Dirnen hatte ... Und dann verlang' ich von einem Lebemann, daß er nicht nur genießt, sondern auch *zahlt*. Zechpreller der Liebe nenn' ich anders."

Nach einer Pause fragte Spreckelmeyer:

„Und Herr Branitz hat gezahlt?"

„Ja, das hat er. Mit seiner Person, mit seinem Vermögen, mit seinem Blut... Er ist ein Lebemann."

Und mit kurzen Worten erzählte er dem aufhorchenden Spreckelmeyer die Geschichte des Mannes mit der Rose.

„Er hat ein Verhältnis mit einer verheirateten Frau — seit zwanzig Jahren! Wohl gemerkt: Mit einer Frau, nicht etwa mit einem Frauenzimmer. Ich kenne sie, sie ist eine Dame, eine jener Frauen, denen Leute wie Herr Viktor nie in die Nähe kommen... Sie hat das Unglück gehabt, an einen Lumpen verheiratet zu werden, den sie nur widerwillig nahm, und für den sie nie das Geringste empfand. Dann lernte sie Branitz kennen, der damals jung, schön und verführerisch war: Ein Lebemann! Sie verliebte sich in ihn, er ward die einzige große Liebe ihres Lebens. In Wahrheit war sie Zeit ihres Lebens mit ihm verheiratet, nur mit ihm. Aber ihr Mann gab sie nicht frei; hingegen war er charakterlos genug, von Anfang an Vorteil zu ziehen aus ihrem Verhältnis mit Branitz. Natürlich in scheinbar einwandfreier Form. Er war Unternehmer, und Herr Branitz hat ihm jederzeit die Mittel für seine

Unternehmungen geliefert. Er selbst ist dabei bettelarm geworden, mehr noch, er hat sich in Schulden gestürzt. Wie sie den Mann da eben sahen, so geht er zu Fuß, um die zwanzig Heller für die Elektrische zu sparen. Aber seine Geliebte hat einen Monatsfiaker, den ihr Mann bezahlt — vom Gelde des Liebhabers."

„Sie ist wohl sehr schön?" fragte Spreckelmeyer nachdenklich.

„Sie war es — vor zwanzig Jahren. Jetzt ist sie, obwohl kaum über die Vierzig, seit langem alt, verfallen, häßlich. Seit zehn Jahren ist sie überdies krank. Krank... Sie verstehen. Seit zehn Jahren besteht der Verkehr dieser Liebenden darin, daß Branitz dreimal in der Woche den Tee bei ihr trinkt, wobei er niemals verfehlt, ihr eine Rose zu überreichen, die sie mit blassem Lächeln aus des Geliebten Hand nimmt... Wenn diese Rose einmal ausbleibt, so wird sie wissen, daß er gestorben ist... Außer Hause treffen sie sich nie, denn der Gedanke, sie zu kompromittieren, wäre ihm fürchterlich. So verzichtet er lieber auf das Alleinsein mit ihr — verzichtet aus Liebe. Ihr Ruf ist ihm heilig. Unlängst kam ihm zu Ohren, daß ein Herr, der im

Hause verkehrt, sich zweideutig über die Wirtschaft zu Dreien geäußert habe. Branitz, der sein Lebtag ein friedfertiger Kaufmann war, ging hin und forderte den Herrn, der ihm den rechten Arm zerschoß... Seitdem überreicht er ihr seine Rose mit der Linken. Das ist alles..."

Spreckelmeyer begegnete in der Folge dem blessierten Galan öfter. Und so oft er des altmodischen Herrn mit der Rose einer anderen Zeit ansichtig ward, ging ihm ein Stich durch die Seele, und er erinnerte sich der Worte seines Freundes Keller, die dieser mit so merkwürdiger Betonung gesprochen hatte: „Das ist ein Lebemann." Spreckelmeyer dachte hin und her und schließlich sagte er sich: „Eigentlich hat er ja recht! Es ist keine Kunst, ein Mädel zu verführen und dann sitzen zu lassen. Das trifft bald einer."

Und eines schönen Tages bezahlte auch er seine Rechnung, indem er die Poldi heiratete. So hatte Gott ihn wirklich gestraft, wie es ihm die Poldi immer prophezeit hatte.

* * *

„Merkwürdig!“ sagten die jüngeren Lebemänner, die sich um Viktor Krämer geschart hatten, als sie von dieser Heirat erfuhren. Und sie sagten es mit genau derselben Betonung, mit der Spreckelmeyer vor einigen Jahren, als Maxl Herz heiratete, „merkwürdig“ gesagt hatte. Der schöne Viktor lächelte.

Von der ganzen alten Garde war er allein noch ledig. Und das war sein Verdienst. Denn trotz des Malheurs mit Ollys Bräutigam, trotz anderer Malheure, hätte er noch immer heiraten können, glänzend heiraten, da ihm die Weiber nach wie vor nachliefen. Er dachte nicht daran. Seine täglichen Eroberungen genügten ihm, und aus seinen üblen Erfahrungen zog er heitere Lehren. Kaum geohrfeigt, stellte er schon die Theorie auf, daß das einzige würdige Verhältnis für einen jungen Mann die Braut eines andern sei. „Denn,“ argumentierte er, „eine verheiratete Frau ist nicht mehr unberührt, und ein Mädel will, daß man sie heirat't. Hingegen eine Braut ist unberührt — und heiraten tut sie ein anderer.“

Ein geistreicher Lump, Mephisto aus Passion, war er von nichts mehr überrascht, wunderte sich über nichts mehr — seit langem. Darum verhielt

er sich, während die anderen über Spreckelmeyers plötzliche Heirat staunten, schweigend, und beschränkte sich darauf, geheimnisvoll und kompliziert zu lächeln. Nur als das „Merkwürdig" gar kein Ende nehmen wollte, sagte er plötzlich ungeduldig, indem er die Schultern hoch zog: „Ich weiß wirklich nicht, was Ihr eigentlich wollt's. Es muß doch schließlich auch Männer geben, die die Mädeln heiraten, mit denen wir die Verhältnisse g'habt haben."

Er sagte „Wir", diskret wie immer. Aber die anderen verstanden ihn und lachten über den guten Spreckelmeyer, der sich einbildete seine Geliebte geheiratet zu haben, während er in Wahrheit die Geliebte eines anderen geheiratet hatte.

Raoul Auernheimer:

Rosen, die wir nicht erreichen.

M. 2·50, geb. M. 3·50.

„Hamburger Fremdenblatt“:

Der „Wiener Verlag“, der uns bereits die Kenntnis einer Anzahl wirklich guter und origineller Bücher vermittelt hat, läßt mit seinen „Rosen, die wir nicht erreichen“, abermals ein gediegenes Werk in die Öffentlichkeit hinausgehen. Der Erzähler dieser kurzen Geschichten aus dem Leben erfreut sich einer Frische und Selbständigkeit der Anschauung und dabei eines Stiles von so bestrickendem Reiz, daß man den Autor ohneweiters in die erste Reihe der modernen Erzähler zu stellen hat.

„Neue Freie Presse“:

.. Der junge Dichter, dessen nachdenklich heiteren und sehr graziös geschriebenen Geschichten wir einzeln da, hier und dort in angesehenen Blättern schon begegnet sind, erscheint zum erstenmale mit einer Sammlung von zwölf Erzählungen, die uns ein Bild seiner Begabung und seines Strebens zu gewinnen ermöglichen. So abhängig auch er vom Geschmack seiner Zeit und Heimat erscheint, so unterscheidet er sich doch wesentlich von vielen seiner Altersgenossen. Er muß nämlich künstlerisch als ein Idealist bezeichnet werden. Scharfe Beobachtung, satirischer Witz und realistische Charakteristik, über die er reichlich verfügt, genügen ihm sichtlich nicht in seiner Kunst; er will noch ein tieferes Gehalt, deutet er schon im etwas gezierten Titel seines Buches an. Die „Rosen, die wir nicht erreichen“, sind Illusionen, denen wir nachhängen, die mitunter so schön, mitunter aber auch so komisch klein sind. Als Kinder nahmen wir Stanniol für echtes Silber; älter geworden, sind wir auch nicht viel klüger, und was wir für Silber gehalten haben, erweist sich als Stanniol. Wir preisen die

Treue des Weibes als höchstes Gut; nur zu oft aber ächzen wir unter einer unerwünschten Frauentreue, die sich wie Blei an unsere Glieder hängt. Das Scheiden von Illusionen fällt den Frauen schwerer als den Männern, aber sie verstehen sich besser als diese aufs Spiel mit ihnen.... Dieses Thema von den Illusionen und ihrer Enthüllung variiert Auernheimer so bunt und mannigfaltig, daß man erst spät auf den gemeinsamen Grundgedanken aller zwölf Geschichten kommt. Sie sind reich an hübschen Figuren und stimmungsvollen Bildern, wie das vom Ausflug eines jungen Liebespaares nach Greifenstein: ein Student und eine Telephonistin lieben sich und das Bewußtsein der Flüchtigkeit ihrer Liebe wirft einen melancholischen Schleier über ihr aussichtsloses Verhältnis. Die jugendliche Muse Auernheimers ist desillusioniert, sie will nicht mehr gedankenlos den Tanz des Lebens mittanzen, ohne Bewußtsein vom Werte des ganzen Lebens; sie zieht es vor, in freier Kontemplation außerhalb zu stehen, von der Galerie herab zuzuschauen und klug zu sein, der Taumelnden zu lachen. Und dennoch beneidet sie zugleich die von der Illusion Beherrschten oder trauert der Zeit nach, wo sie selbst noch in ihrem Banne stand..... Aus dieser Stimmung ist Auernheimers Humor entstanden, und da er sich in einer sorgfältig gebildeten Form darstellt, so hinterläßt sein Buch den Eindruck, daß es von einem jungen, aber echten Dichter herrührt, der nur nach größeren Stoffen greifen muß, um größere Wirkungen zu erzielen.

„Münchner Neueste Nachrichten“:

„.....Der Beste unter Ihnen ist Raoul Auernheimer, den Münchnern aus der „Jugend“ und auch aus dem „Simplicissimus“ wohlbekannt. Nun ist die erste Sammlung seiner Geschichten erschienen, die nach einer Novelle „Rosen, die wir nicht erreichen“ heißt. Man kann den Eindruck, den die Skizzen auf den Leser machen, in ein Wort zusammenfassen: Liebenswürdig. Ja, es ist wohl selten in der deutschen Sprache ein liebenswürdigeres Buch geschrieben worden. Man hört einen jungen Mann, der uns mit sanftem Lächeln die petites cruatès de la vie zeigt. Er ist niemals weichlich und verletzt doch nicht, ist graziös ohne Tändelei. Sogar etwas sehr Schwieriges gelingt ihm:

sentimental zu sein, ohne süßlich oder langweilig zu werden. Allerdings, seine Traurigkeit läßt uns nicht weinen, sondern feuchtet nur ein wenig die Augen. Sie gilt dem Leben, das die Jugend und Liebe langsam und schmerzlich auseinanderreißt, den lächerlichen Konventionen, die so viel frisches Glück zerstören, den echten und starken Gefühlen, die von der Zeit aufgefressen werden, bis sie unwahr und eine quälende Seelenlast werden. Am liebsten zeigt er uns das in heiteren Bildern, macht uns nie lachen, oft lächeln über die kleinen Heucheleien der Menschen. Besonders das Thema der bitteren, letzten Enttäuschung variiert er gerne; da ist ein blasierter Mensch, angefüllt mit Bitterkeit und Ekel. Aber er hat ein unbeflecktes Heiligtum in seiner Seele: ein altes Glück, eine reine Erinnerung. Und plötzlich muß er erfahren, daß auch sie eine Selbsttäuschung, Lüge ist. Vielleicht am rührendsten faßt Auernheimer die Poesie der Enttäuschung in eine kleine Skizze, die mir unter den übrigens fast durchaus gleichwertigen Geschichten doch die liebste ist; sie heißt „Stanniol"; ihr Held ist der sechsjährige Paul, der seine erste Liebe und mit ihr seine erste Enttäuschung erlebt. Man erschrecke nicht; Paul liebt Stanniol. Macht er es anders als die Großen? Sein Ideal ist glänzend und wertlos. Und nun spielt sich mit glücklicher Symbolik diese ach! so gewöhnliche „Geschichte einer Liebe" ab. Der Dichter sagt dem Kinde: „Wenn du Stanniol so gerne hast, kann man dir ein paar Bogen kaufen." — „Kaufen?" Mit großen Kinderaugen fragte er: „Kann man Stanniol kaufen?" Da erkennt der Dichter: „Ich hätte es nicht sagen sollen. Es tat mir leid, so wie es heraus war. Kinder können nie spät genug erfahren, daß man Stanniol auch kaufen kann. Es nimmt ihnen den Frieden und späterhin die Freude an ihrem Wunsch. Denn Stanniol muß vom Himmel fallen, wie die Sternschnuppen in den blauen Sommernächten. Es darf keinen Marktwert haben — Stanniol." Und nun ziehen sie aus, der Dichter und das Kind, um Stanniol zu kaufen: „Wir schritten über das bleiche Gold der Abendsonne unserem leuchtenden Ziel entgegen. Und ich dachte daran, wie oft ich selbst in ähnlichen Angelegenheiten durch abendliche Straßen gezogen bin. Und wie traurig ist die Ernüchterung, die einen dort erwartet, wo der rote Abend am dämmerigen Abend steht! Denn meistens war der Weg umsonst. Und wenn man es wirklich

erbeutet, das Stanniol, dann sieht man ein, es war nicht der Mühe wert, darauf auszugehen." Diese bittere Erkenntnis bleibt auch dem kleinen Paul nicht erspart. Kaum hat er den ersehnten Schatz, so genügt ihm das bloße Anschauen nicht mehr, er will einen Genuß von seinem Stanniol haben, und er findet keinen. Ach, es ist zwecklos, wie so vieles Schöne..... Noch einmal flackert seine Liebe auf, da man es ihm als giftig verbietet: „Also giftig war es auch! Glänzend und teuer und giftig. Das sind die Dinge, denen man sein Leben opfert." Aber schließlich wird es ihm langweilig und „nach ein paar Tagen hatte Paul seine große Liebe vergessen, die in Träumen geboren war, unter Sorgen und Tränen leuchtend geblüht und im Kohlenkübel geendet hat."

„Berliner Nationalzeitung" (Welt am Montag):

...Wer Raoul Auernheimer, der jedem auf literarischem Gebiet Versierten wohl schon begegnet ist, noch nicht kennt, der sollte diesen Geschichtenband zum Vermittler einer zweifellos sehr genußreichen Bekanntschaft machen. Auernheimers Geschichten werden alle ohne Ausnahme von einem feinen Humor und einer noch feineren Satire getragen. Der Dichter schaut von hoher Warte auf Welt und Menschen herab .....

„Brünner Sonntagszeitung":

.....Endlich wieder ein Buch, das man ohne jegliche kritische Bedenken dem lesendem Publikum empfehlen kann. Auernheimer zählt unstreitig zu den beliebtesten und liebenswürdigsten Wiener Novellisten. Seine reiche und originelle Erfindungsgabe wird durch ein vollendetes Formtalent unterstützt.....

Raoul Auernheimer: Renée.

Sieben Kapitel eines Frauenlebens.

„Die Zeit": M. 2·—, geb. M. 3·—

Auernheimer hat unter unseren Jüngeren den meisten und den echtesten Witz. Seine Bosheit ist gesund

und durchaus nicht gallig. Er schreibt munter und sieht auch so in die Welt, und in seinem Erstling, „Rosen, die wir nicht erreichen,“ steckt echte Poesie. An glänzenden Einfällen fehlt es in „Renée“ nicht. Gleich die Art, wie sich „Renée“ einen Mann einfängt, ist voll Geist. Ein gleich übermütiges Kapitel ist die Manier, in der sie ihre abgedankten Liebhaber am Tarocktisch versorgt. Die Figur selbst ist durchaus wahrhaftig beobachtet, und sehr schön, ja dichterisch ist es, wie aus der einen Sehnsucht der müde geliebten Frau ihr eine neue Jugend wiederkehrt. Sie hat mit einem Maler geliebelt, der nach zehn Jahren kommen und dann sie holen wollte. Ein Zufall erweckt ihr Erinnern, nun blüht sie in neuer Schönheit auf für einen Toten. Es geht nicht ohne manche Frivolität in dem Büchlein ab. Für Moralisten ist es aber auch kaum gedacht. Geschrieben ist es mit einer großen Sicherheit und Anmut; es ist keine Kaprize im Stil, nur eine erstaunliche Virtuosität. Man erkennt wieder einmal, wie nahe Wienerisches und Französisches miteinander verwandt sind und freut sich, dies an einem Büchlein feststellen zu können, das keinerlei Gallizismen, noch Anlehnungen enthält.

„Der Bund,“ Bern:

.....Wenn jemals eine Darstellung „Jenseits von Gut und Böse“ stand, so ist es dieser kleine Lebensroman, der auch in der ganzen Wertung des Weibes mit derjenigen Nietzsches übereinstimmt. Daß er Leser von vorurteilsloser philosophischer Lebensanschauung verlangt — da andere sich an ihm schwer ärgern würden — ist somit selbstverständlich. Solche aber werden den feinen Humor des Büchleins als leckere Kost sehr genießen und vielleicht für manche ihnen selbst entgegentretende Erscheinungen modernen Frauenlebens aus dieser zugleich auch die Schwächen des starken Geschlechts lustig bloßstellenden Satire besseres Verständnis gewinnen.

„Wiener Abendpost“:

.....Den leider zahlreichen Typus Renée hat Auernheimer in geistreicher, vornehmer, wohlerzogener Ironie festgehalten..... Gut gesehene Situationen, glänzende

Einfälle, eine Eleganz in Stil und Ton schließen sich zu einem Bilde moderner Gesellschaftszustände.

„Frankfurter Zeitung:“

Eine bitterböse, aber wunderhübsche Satire aus dem Frauen- und aus dem Wienerleben. In der Sache bitterböse, in der Form wunderhübsch, denn gallig wird unser Autor nicht. Er erzählt mit dem liebenswürdigsten Gesicht von der Welt seine unartige Geschichte. Auf daß wir eben nicht allzu oft ernst und feierlich dazu dreinsehen müssen, kommt zuweilen nur nicht allzuhäufig ein Wort wie ein Hieb aus seinen lächelnden Lippen. Er weiß, daß er mit Grazie plaudern kann und einen losen Mund hat. Er freut sich dessen, macht von beiden ausgiebigen Gebrauch und der Leser freut sich mit ihm.

Hermann Bahr:

Wirkung in die Ferne und Anderes.

M. 3·—, geb. M. 4·50

„Österreichische Volkszeitung“:

Man kennt Hermann Bahr als einen geistreichen Plauderer und wer ihn noch nicht kennt, sollte ihn als solchen aus diesem Buche kennen lernen. Und wer einen Beitrag zur Bahrschen Selbstüberwindungstheorie haben will, der findet ihn in der kleinen Studie: „Der Garten“.

„Hamburger Fremdenblatt“:

Sehr amüsante und anregende Geschichten sind es, die hier geboten werden, und wer für kleine, feine essaiartige Lebensskizzen Sinn hat, wird viel Vergnügen durch die Lektüre finden.

Felix Salten:

Die Gedenktafel der Prinzessin Anna.

Umschlagzeichnung von Emil Orlik. M. 2·—, geb. M. 3·—

Hofrat Dr. Max Burckhard, schreibt in der „Zeit“:

Die soeben im Wiener Verlag erschienene Novelle Saltens ist von einer ganz ungewöhnlichen Frechheit. Sie ist aber nicht nur frech, sie ist auch gut, die Frechheit sinkt nicht herab zur lüsternen Zote, sie erhebt sich zu blutiger Ironie. Parabasco, Herzog von Riavenna, betritt, da er nächtlicherweile eben selbst von einem Liebesabenteuer kommt, seine Schwester Anna, wie sie heimlich aus einem Pförtchen des Palazzo Gembi huscht. Da er sich überzeugen muß, daß der junge Gembi sein zartes Geheimnis nicht für sich allein behalten hat, entschließt er sich resolut, allem geheimen Gezischel und Getriebe dadurch vorzubauen, daß er eine Gedenktafel am Palazzo Gembi anbringen läßt, auf der mit dürren Worten der Öffentlichkeit mitgeteilt wird, was Prinzessin Anna in diesem Hause erlebt hat. Welche Folgen diese Tat des Herzogs hat, wie insbesondere das gute Volk die Prinzessin als Wohltäterin von Riavenna im Triumphzug durch die Stadt führt und ihr angesichts der Gedenktafel eine begeisterte Huldigung darbringt, und wie zum Schluß der Herzog an sich selbst erfährt, welche Nutzanwendungen ein einfaches Mädchen aus dem erhabenen Beispiele der verehrten Fürstin zieht — das möge jeder in dem Büchlein lesen. Es könnte in der besten Zeit der Renaissance geschrieben sein.

„Elberfelder Zeitung“:

Wir erinnern uns selten einer gelungeneren Schöpfung auf dem Gebiete des Kontes, der kleineren Erzählung — einer Dichtungsgattung, welche in Deutschland ursprünglich nicht zu Hause ist — begegnet zu sein. Die Geschichte ist so toll und amüsant, daß sie Boccaccio erzählt haben könnte, und sie würde in der Tat dem berühmten Florentiner alle Ehre machen. Felix Salten ist ein Wiener Journalist aus unseren Tagen; was er aber erzählt, atmet den echten Geist der Renaissance, die volle Unbefangenheit eines Zeitalters, das unsere moralischen Begriffe gar nicht kannte,

und alles nur mit dem Maßstabe des Ästhetisch-Schönen maß. Salten erzählt uns ein Liebesabenteuer einer Prinzessin an einem kleinen, italienischen Hofe der Renaissance; diese Prinzessin läßt sich mit einem jungen Fähnrich ein, und als der Herzog, ihr Bruder, das erfährt, bestraft er sie nicht, sondern verewigt ihr Liebesglück durch eine Inschrift am Hause des glücklichen Liebhabers, wodurch beide dem Gelächter und dem Gespräch der ganzen Stadt preisgegeben werden. Das Ganze ist ein Muster feinrealistischer Erzählungskunst.

Toni Mark: Standhafte Mädchen

„Fränkische Morgenzeitung": M. 2·—

Ein sehr amüsantes Buch, durch und durch lebenswahr. Die Verfasserin analysiert mit großer Meisterschaft „Das Dienstmädchen von heute" und stellt sich in die erste Reihe unserer Erzählerinnen; in der Dienstbotenliteratur mag „Standhafte Mädchen" neben Klara Viebigs Roman „Das tägliche Brod" genannt sein. Durch die humoristische Färbung ist bei Toni Mark manches noch wahrer.

„Deutsche Zeitung":

Eine bei Frauen sonst nicht gewöhnliche Beobachtungsgabe und Schärfe zeichnen dieses Buch aus. Eine köstliche Frische haftet den beiden Novellen an und macht sie zu zwei prächtigen Stücken unserer Heimatliteratur.

„Frankfurter Zeitung":

Mit viel Frische, Wärme und einem oft sehr ergötzlichen Humor werden die beiden Geschichten erzählt . . . . Hier wird weder Tendenz noch Moral gepredigt, sondern wie das Leben ist, wird es tapfer angefaßt und mit innerlicher Freude, daß es auch im kleinsten noch so schön bunt und toll ist, dargestellt.

„Die Zeit":

Die beiden Erzählungen, die den Inhalt des Buches bilden, fallen durch ihre Frische besonders auf. Eine heitere, gleichsam beschwichtigte Sinnlichkeit entwickelt die Vorgänge einfach und mit Wärme. Die Gestalten sind mit Kraft, beinahe mit Männlichkeit angefaßt.



